

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus). Einzelne Nummer 15 Pf. Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition: 80. (26), Elisabeth-Ufer 55. Ausgabe für Spediture: „Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet. Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf. Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55. Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 25.

Sonnabend, den 20. Juni 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Soziales aus Frankreich. — Regierung und Bourgeoisie. — Das Jahr 2000. I. — Zur Wohnungsfrage. — Das Petroleumkartell. — Produktion und Technik.

Gedicht. — Novelle. — Das Bodenmonopol als Basis des Kapitalmonopols. (Schluss.) — Die Ausbeutungsrate. — Aus der Sunstausstellung. — Verschiedenes.

Die Postabonnenten unseres Blattes erinnern wir daran, vor Monatschluss ihr Abonnement zu erneuern, da dasselbe von der Post sonst als erloschen betrachtet wird. Postzeitungskatalog Nr. 893. Preis pro Quartal Mk. 1,50 (bei Selbstabholung), durch Briefträger ins Haus 1,65 Mk.

Die Kreuzbandabonnenten bitten wir, wenn möglich, vom 1. Juli an direkt von der Postanstalt zu beziehen, da die Expedition sich dadurch bedeutend vereinfacht. Wo Kreuzband weiter gewünscht wird, bitten wir um umgehende Nachricht, sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden daher vom 1. Juli an nicht weiter.

Abonnements nimmt jede Postanstalt an. Neu hinzutretende Abonnenten können beide Quartale dieses Jahrganges zum Preise von 3.— Mark nachgeliefert erhalten.

Aus der Woche.

Dem englischen Thronfolger ist ganz ungemächlich zu Muthe. Seit einiger Zeit fallen Zeitungen, Vereine, selbst die Pfarrer auf den Kanzeln über ihn her und beißen auf ihn los. Er begreift gar nicht, warum. Was hat er denn gethan? Ein bißchen Hazard hat er gespielt, wie es alle großen Herrschaften thun, und die Spielmarken hat er, damit seine Kuppelei sich nicht zu sorgen brauchen, gleich in der Tasche mitgebracht. Zeigt das etwa von Verständnis für edlen Sport, von erfreulicher Legalität und edler Menschlichkeit, wenn daraufhin der Abgeordnete Cobb im Unterhause gleich zu schreien beginnt: „Wie der ohamedaner seinen Gebets-teppich, wie der Trunkenbold seine Schnapflasche, wie der Dieb seine Einbruchswerkzeuge, so führt der Prinz seine Spielmarken mit, um ein ungesetzliches Spiel zu spielen. Hätte er statt in Trambly Croft im Eisenbahn-waggon gespielt, so hätte er nach den Landesgesetzen als ein „Schelm und Bagabund“ verhaftet und verurtheilt werden können.“ Befagter Cobb scheint aus der „Heife des Volkes“ zu stammen, da er so wenig Verständnis für höhere Moral besitzt. Was haben denn die armen Prinzen noch Gutes? In die Politik läßt man sie nicht hineinreden, um jede ihrer „Freundinnen“ beneidet sie der „Mob“, und geht sollen sie gar nicht einmal Karten spielen dürfen? Es geht ja nicht einmal von ihrem Gelde. Der Prinz von Wales hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe, der schneidigste preussische Gardeoffizier ist gegen ihn der reine Waisenknabe; bei dem Kheber Wilson allein, bei welchem er unlängst mit dem jetzt kassirten Obersten Cumming spielte, sagt er mit mehr als 3 Millionen Mark in der Kreide. Recht hat der Prinz, wenn er sich eine solche Behandlung von Seiten seiner zukünftigen Unterthanen nicht gefallen läßt und abtaufen will. Das englische Volk ist eines so lustigen Bruders nicht einmal werth.

Für die neuen Lanzen wurde der Befähigungsnachweis in Bayern bereits erbracht. In Bamberg manövrierten zwei Mannschwadronen so stramm gegeneinander, daß mehrere Soldaten schwer, andere leicht verletzt wurden. Einer erhielt einen Lanzenstich durch den Hals. Eine wahrhaft verteuflert gefährliche Waffe, die Feinde können sich für's nächste Mal schon freuen.

Die Regierung hat nach dem Jordanbed'schen Muster erklärt, es giebt keinen Brotmangel, darum darf es auch keinen geben. Da aber der Teufel gewöhnlich zu erscheinen pflegt, wenn man ihn an die Wand malt, so ist auch dieses behördlich unterjagt

worden: einem Berliner Komiker wurde verboten zu singen, daß jetzt das Brot so klein sei. Der Komiker meinte es gut, er wollte seinen Zuhörern den Rath geben, statt eines Brotes wie früher jetzt zwei zu essen. Auch das wurde nicht gestattet. Die Regierung allein ist selbst schlau genug. Sie wird die Rüste schon schieben. Was brauchen andere Leute zu singen und zu — denken.

Der Majorathsherr Freiherr von Rothkirch-Panthen in Görlitz wurde zu 100 Mark Geldstrafe verurtheilt, weil er die Wärterin seiner Kinder zu Boden geworfen, mit Faustschlägen gegen Kopf, Nase und Schläfe mißhandelt und mit dem Fuß in den Rücken gestoßen hatte. Das Schöffengericht hatte diesen Edelsten der Nation nach § 77 der Gefindeordnung freigesprochen. Es ist ein Hohn auf jede Menschlichkeit, daß in einer Zeit, welche die Thierschutzvereine zur Blüthe brachte, noch so etwas wie die preussische Gefindeordnung bestehen kann. Aber freilich, mit Gefindeordnung und Getreide-zölle stoßt man die Taschen der Krautjunker. Darum müssen beide heilig und unverwundlich sein und bleiben.

Sachsen-Altenburg hat einen Landrath und der heißt Stöhr und dieser Stöhr ist eines der größten Polizeigenies, die Deutschland jemals hervorgebracht. Am stärksten scheint er den Tanz zu hassen. Er hat verordnet, daß eine geschlossene Gesellschaft nur einmal im Jahre dieses Vergnügens theilhaftig werden kann. Dafür muß sie sich aber fein brav aufführen, ein Mitgliederverzeichnis und ein Tanzbuch unterthänigst spätestens 10 Tage vorher einreichen. Zuwiderhandelnden wird im nächsten Jahre die Erlaubniß nicht ertheilt, ebensowenig wie Spiel, Rauch, Kegeln, Stat- und Pfeifenklubs überhaupt. Jetzt ist Sachsen-Altenburg aus dem Wasser. Die Sozialdemokraten wollen alle auswandern.

In Brandenburg ist durch eine Polizeiverordnung das Aussteden und Entfalten von rothen Fahnen, das als Demonstration gegen die bestehende Ordnung angesehen werden kann, verboten worden. Wie fest muß die heutige Ordnung noch auf den Füßen stehen, wenn sie schon von dem Kaufen einer unschuldigen Fahne das Knieschlottern und Reizen bekommt!

Der dänische Schriftsteller Madsen war wegen Unfittlichkeit angeklagt worden, weil er in einem Kopenhagener Blatt eine Uebersetzung des Maupassant'schen Romans „Bel-Ami“ gebracht hatte. Da er aber als Reservist bei der Fahne stand, wurde zu seiner Aburtheilung ein Kriegsgericht eingesetzt, und das hat den Inculpanten richtig zu einem Monat Gefängniß verurtheilt. Ein Kriegsgericht über ein literarische Arbeit urtheilend, das ist noch nie dagewesen. Sogar in Deutschland nicht, und das will doch viel sagen.

Die Chineseneinfuhr, welche von einzelnen medlenburgerischen Juhlern allen Erachtens geplant war, ist von der dortigen Regierung verboten worden. In der Republik Hamburg dagegen kann der aus dem Reichssteuerjäckel subventionirte Boermann auf seinen Schiffen nach wie vor Chinesen und Reger als Heizer und Kohlen-zieher verwenden.

Aus China. Die Nr. 50 und 51 der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie (Sitz Berlin, die „intelligenten Vorrußenhauptstadt“) hatte an Beiträgen eingezahlt 13 Mk. 30 Pf., und ein Guthaben von 13 Mk. 25 Pf. Es blieben also noch 5 Pf. zu zahlen. Wegen dieser 5 Pf., sage fünf Pfennige, kam eine eingeschriebene Aufforderung (Kosten 30 Pf.), den Betrag per Postanweisung (20 Pf.) einzuzahlen. Die Zahlung der Schuld von 5 Pf. erforderte also 50 Pfennige Auslagen!! Das geht schon über's Bohnenlied, ist aber echt preussisch-bureaukratisch.

Militär und Bourgeoisie, die Stützen der Gesellschaft. Ein hübsches Sittenbild hat sich dieser Tage in Frankfurt am Main abgepielt. Dort wurde der hochbetagte ehemalige Kavallerieoffizier von Voltstern wegen Kuppelei zu 6 Wochen, seine Gattin zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. Sie machten es, wie es so manche Andere machen, sie mietheten sich eine für ihre Verhält-

nisse übergroße Wohnung, um Dirnen in Kost und Logis zu nehmen, auch ein Dienstmädchen zu halten, das aber ebenfalls für ihre Dienste nur Kost, Wohnung und Kleidung erhielt und von ihren Einnahmen in und außer dem Hause eine Abgabe entrichtete. Die Dienstleistungen der Magd waren aber nur die Koullisse, hinter der sich die Prostitution versteckte. Die „Direktion“ des Geschäftes lag hauptsächlich der Frau ob, die auch die Geschäfts-korrespondenz an die Verehrer der Dirnen besorgte, auch einen Freund der einen Mietherin empfing, der „im Familienkreise“ seine Tasse Thee mit 2 bis 3 Mark bezahlte.

Beim Leipziger Landgericht wurde eine Dame, die in ihrem Hause ein Absteigequartier für die „vornehme“ Welt eingerichtet hatte, wegen Kuppelei zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt. Unter den „verheiratheten“ Herren der sogenannten „besseren“ Gesellschaft herrschte große Befürchtung, durch Zeugenvernehmung kompromittirt zu werden. Es wurden aber zur Verhandlung nur sechs „Damen“ und ein Herr geladen. Bei den Zusammenkünften sollen sich die Herrschaften über die Sittenlosigkeit der Sozialdemokratie unterhalten haben, welche die Ehe zerstört und die „freie Liebe“ einführen will.

Soziales aus Frankreich.

Zum Streik der Omnibusbedienten macht Paul Casargue im „Socialiste“ folgende Vorschläge:

Jetzt, wo der Streik zur Genugthuung des Publikums und mit dem Triumph der Arbeiterforderungen beendet ist, fragt man sich, was das Betragen der Beamten der Gesellschaft bedeutet. Vor dem Streik waren sie unverachtet wie Schinderhennet; sie erklärten jedem, der es hören wollte, daß sie zum Widerstand bereit seien, daß sie ihres Personals sicher seien, daß sie sich nur einiger Führer zu entledigen brauchten, um alles wieder in Ordnung zu bringen, und daß der Streik nicht zwei Stunden dauern würde; sie erklärten, wenn sie die Gewerkschaft anerkennen, so hieße das, den Dienst in Unordnung bringen; und wenn sie die Forderungen der Bedienten bewilligten, so hieße das, die Gesellschaft zu Grunde richten. (Ein Mitglied der Gewerkschaft antwortete auf diese Versicherungen, daß die Direktoren sich doch ein jährliches Gehalt von 150,000 Fr. ausgemacht hätten, und daß sie mehr Geld für den Aufsichtsrath bestimmten, als für die Unterhaltung der Pferde.) Ein halber Tag Streik diente ihren Hochmuth, machte sie klein, wie die Deputirten der Majorität, und zwang sie, sich den Willen der Streikenden gefallen zu lassen.

Ein berühmter Polizeichef pflegte zu sagen, wenn ein Verbrechen begangen war: „Sucht das Weib.“ Ein Weib spielte immer mit in der Geschichte; es war nichts nöthig, als sie zu finden, um alles aufzuklären. Mit eben so viel Recht, vielleicht mit mehr, könnte man bei einer sozialen Erschütterung sagen: „Sucht die Spekulation.“ Denn in der kapitalistischen Gesellschaft ist der Beweggrund aller Handlungen, auf den unangenehmsten Wegen Geld zu gewinnen, das heißt vermittelst der Spekulation, welche die Unanständigkeit als soziales Prinzip ist. Im Hintergrunde dieses Streiks stehen nicht eine, sondern mehrere Spekulationen.

Paris gab erst 1828 die Konzession zu Omnibussen, welche der große Pascal schon im Anfang des 17. Jahrhunderts vorgeschlagen einzuführen versucht hatte. Die ersten Omnibusse besorgten nur die Boulevards und einige anliegende Straßen. Um sie in Aufnahme zu bringen, stieg die Herzogin von Broglie, die damals sehr beliebt war, ein, und fuhr mit; das Publikum folgte dem Beispiel. Es wurden dann noch andere Linien geschaffen, die schnell in die Höhe kamen und Gegenstand für die Gellüste der Spekulanten wurden.

1854 that sich eine Gesellschaft auf, unter der sich die Vereire befanden, um alle Einzelunternehmungen aufzukaufen. Das Kaiserreich, welches die Aktiengesellschaften ermutigte, die damals sich äppig ausbreiteten, bewilligte ihr am 22. Februar 1855 das Monopol.

Der Herzog von Normy, der selbst Börsenjobber war, sagte geistreich: „Das baare Geld war das Geld der andern Leute.“ Die Konzessionäre des Omnibusmonopols bewiesen die Richtigkeit dieser Definition. Anstatt das Geld aus ihren eigenen Taschen zu ziehen, forderten sie es dem guten Publikum ab, das ihnen vier Millionen auf 8000 Aktien à 500 Fr. gab. Eine Million wurde als Zirkulationsfonds gebraucht; für die drei andern kauften man die Pferde, Wagen, Ställe u. s. w. Ende des ersten Jahres hatten sie einen Nettoprofit von 1,453,278 Fr., die sie nach dem Verhältnis der Aktien unter sich theilten, die sie sich selbst zugeschrieben hatten, und die sie nur einige Flaschen Wein für den Herzog von Normy und die anderen Lumpen der bonapartistischen Bande gekostet hatten. Sie hatten 24,000 Aktien geschaffen, die sie 1855 auf der Börse für durchschnittlich 830 Fr. laufen lassen konnten; das war ein Reibach von 20 Millionen. Diese Art Diebstahl nennt sich gute, anständige Spekulation.

Der liebe Gott der Kapitalisten fuhr fort, diese Spekulation zu segnen. Die Aktien stiegen und erreichten Kurse von 1240 Fr., und die Nettoprofite des letzten Betriebsjahres 1890 stiegen auf die beherzterende Summe von 4,546,552 Fr. und einige Centimen, trotz der vier Millionen Zahlungen für die Konzession an Romaine und Nisklus.

Man sieht, so eine elende Lage konnte den Direktoren nicht die geringste Konzession ertauschen, ohne daß die Gesellschaft pleite ging.

Eine der Bedingungen des Monopols ist, daß die Beförderung der Fahrenden sicher gestellt ist; wenn die Zirkulation der Wagen zwölf Stunden gehemmt ist, so ist die Stadt berechtigt, die Hand auf das ganze Material zu legen und es zu verwenden, wenn sie es nach der Taxe von Sachverständigen bezahlt.

Als vor zwei Jahren, in den ersten Tagen der Ausstellung, die Gesellschaft eine der Klaukeln ihres Kontraktes nicht erfüllt hatte, drohte der Stadtrath ihr mit dem Verfall; eine andere Gesellschaft bildete sich sofort, welche sich erböt, eine viel größere Zahlung für die Konzession zu bieten, und die Preise für die Plätze zu erniedrigen. Es wäre möglich, daß sich eine ähntliche Spekulantengesellschaft herausgebildet hätte; man kann das daraus vermuten, daß es der Stadtverordnete Deligny war — ein früherer Börsejobber — der den sofortigen Verfall reklamierte.

Man geht so weit, zu sagen, daß der reiche Besitzer des „New-Yorker Herald“, Gordon-Bernet, an der Festschichte beteiligt gewesen sei, was ein Geschenk von 20,000 Fr. an das Streikkomitee erklären würde, welches seine Freunde so verwundert hat, die ihn von dieser großartigen Seite noch gar nicht kannten. Die Amerikaner, welche so viel europäische Kapitalien heim gemacht haben, um ihre Eisenbahnen und ihre industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen zu Stande zu bringen, fangen an, ihre Kapitalien nach Europa zu schicken, um die guten Leute bei uns à la Yantee auszusuchen.

Man versichert, daß die plöghliche Kapitulation der Gesellschaft durch die Furcht veranlaßt wurde, eine neue Gesellschaft sich an ihre Stelle setzen zu lassen: das ist das Dämoklesgeschwätz, das Confians, der sich mußte Journeies verhehlen lassen, über dem Haupte der Direktoren aufgehängt hatte.

Man sagt aber auch hinzu, daß die Direktoren den Kampf nur wegen eines Bärenmanders so leicht aufgegeben und selbst den Streik provoziert hätten. In der That seien die Aktien der Gesellschaft, welche in den ersten Tagen des Mai auf 1235 standen, am 25. Mai auf 1065, also um 170 Fr. Es waren Ausnahmeverhältnisse nötig, um eine solche Preisveränderung herbeizuführen; denn der Markt dieses Wertes ist sehr beschränkt, da die Gesamtzahl der Aktien der Gesellschaft 34,000 beträgt, und nur 23,040 gehandelt werden, weil 10,960 amortisiert sind. Dies Baisse wäre demnach von den Direktoren vorgelesen und in Rechnung gezogen.

Der Durchschnitt der täglichen Einnahmen der Gesellschaft beträgt 110,000 Fr.; sie hat also 220,000 Fr. während der zwei Tage des Streiks verloren, damit ihre Direktoren auf ihre Aktien Bauffe spielen konnten.

Solche geniale Spekulationen kommen sehr häufig vor: die Direktoren des Comptoir d'Escompte rühten es, um ihre Kupferpekulationen zu halten; vor ein Duzend Jahren war man in den Vereinigten Staaten sehr erstaunt zu sehen, wie die Direktoren der Eisenbahngesellschaften starke Forderungen an die englischen Schienen verlangten, welche sie gebrauchten; sie opferten ganz vergnügt die Interessen der Eisenbahnen, welche sie leiteten, dem Profit der Bergwerke, welche sie besaßen. Die kapitalistische Gesellschaft ist: Diebe u. Comp.

(Wie wir in voriger Nummer erzählten, benutzte auch der biedere Herr Baare das „Mißgeschick“, das ihm passiert ist, gegenwärtig zu einer Bauffepekulation in den Bochumer Guldbad-Aktien. Während Internationalität des kapitalistischen Moral-foder!)

Auf der andern Seite, auf Seiten der Streiker, gab es auch eine Spekulation. Die Herren Mesureur und Sacquerie haben die Organisation der Omnibusbedienten nicht um ihrer schönen Augen willen unternommen, sondern der eine, um seine Popularität zu erhöhen, der andere, um den Abonnementstand des „Rappel“ zu heben, der hoffnungslos heruntergegangen war. Im alten Rom nahm ein junger Patrizier, der sich einen Namen machen wollte, die Vertheidigung eines Volksschreies auf, oder, noch häufiger, griff eine wichtige Persönlichkeit in der Republik an. Der „Rappel“ hat zwei Tage lang Blad gehabt, er war das gekaufte Blatt von Paris.

Die gewerkschaftliche Organisation der Bedienten war zwar für den 1. Mai und die Achtstundenuation vorbereitet; alles was bereit, nur die Gelegenheit fehlte. Es ist dem „Rappel“ auch dort geklückt, wo der „Intranfigeant“ vor einigen Jahren gescheitert war. Aber schließlich wurde die Gelegenheit nicht durch die Bedienten, sondern durch eine Bourgeoiszeitung und einen Bourgeoisabgeordneten in ihren Privatinteressen geleistet. Der allgemeine Omnibusstreik wurde organisiert, erklärt und beendet wegen anderer Interessen als derjenigen der Streikers. Um ihre Rechnung zu finden, haben kapitalistische Interessen den Arbeiterinteressen Vorschub geleistet. Das geschieht und wird noch mehr geschehen, je mehr die Arbeiterbewegung an Umfang und Macht gewinnt.

Die Kapitalisten, welche die ökonomischen Vorbedingungen der zukünftigen kommunistischen Gesellschaft geschaffen haben und welche das Proletariat gebildet haben, welches die Umwälzung vollenden wird, werden schon den Funken ins Pulverfaß werfen und die revolutionäre Bewegung in Fluß bringen, welche sie mit fortziehen wird.

— Eine Skandalgeschichte à la Bochum ist der angestregte Prozeß gegen Vessé. Wie viel eigene Schuld Vessé hat, können wir natürlich nicht eruiten, ist auch schließlich gleichgültig. Interessant ist aber die Enthüllung über die Art und Weise, wie das Geld für den Panamafanal „verbraucht“ wurde.

Am August 1890 hat der gerichtlich bestellte Kassendirektor Herr Mouthouret einen Bericht veröffentlicht, nach welchem die Gesellschaft aus Aktien, Obligationen und ähnlichen Schuld-scheinen nicht weniger als 1.329.693.078 Franks eingenommen und davon für den Kanalbau 783 Millionen ausgegeben hat. Ueber 16 Millionen Franks befanden sich noch in den Kassen von Paris und Panama. Als im Mai 1879 ein Kongreß zur Berathung über den Kanal stattfand, da bezifferte Vessé die gesammten Kosten auf 1050 Millionen Franks. Nach seiner damaligen Schätzung hätten mithin die erzielten Einnahmen den Bedarf reichlich decken müssen. Aber 215 Millionen wurden bereits an Zinsen gezahlt, und zwar 67 Millionen an die Aktionäre und 148 Millionen an die Prioritätsgläubiger, ein Verfahren, welches wirtschaftlich in hohem Maße zweifelhaft erscheinen muß. Dann wurde, was für den Kanalbau nicht unbedingt notwendig war, die Panama-Eisenbahn um 93 Millionen Franks angekauft. 10 Millionen waren für den Erwerb der Konzession hingegeben, fernere 35 Millionen wurden als Gründergewinn verbraucht; 22 Millionen mußten für Verwaltungskosten, Anzeigen und „Remunerationen“ des Syndikats für die Unterbringung des Aktienkapitals ausgegeben werden; 83 Millionen wurden von den „frais d'émission“ der Obligationen verschlungen; der Druck der Obligation allein nahm 5 Millionen in Anspruch; bei der letzten Zeichnung zog das Syndikat 30 1/2 % Millionen Provision; die Pariser Presse erhielt 20.432.554 Fr. Schneewegelder — kein Wunder, daß der Bau schließlich in die Brüche ging.

Der Panamafanal wäre gewiß ein Unternehmen von größter Bedeutung für den Handel; gewiß würden auch die Kosten sehr gut herauskommen. Das Geld war auch zusammengekommen, sogar mehr, als nötig war: statt 1050 Millionen 1330; aber gerade bei solchen großartigen Unternehmungen zeigt es sich, daß die Formen der kapitalistischen Produktionsweise zu eng geworden sind für die Produktion; sie können technisch sehr leicht vollendet werden, aber die gesellschaftliche Ordnung macht sie unmöglich! Erst die sozialistische Gesellschaft wird das können.

## Regierung und Bourgeoisie.

Wir haben keine Verbindungen mit den leitenden Streikern — unsere Leser werden es uns ja wohl hoffentlich glauben — und so können wir leider nicht mit Gewißheit sagen, welches eigentlich die Absichten der gegenwärtigen Regierung sind. Wir müssen uns also mit Muthmaßungen begnügen.

Angenommen, daß sie überhaupt bestimmte Absichten hat oder gehabt hat, und sich nicht, wie es allerdings die leichteste Erklärung ihres sonderbaren Verhaltens wäre, vom Wind treiben läßt, so erscheint es wohl am wahrscheinlichsten, daß sie durch eine Art besserer Sozialreform dem kommenden Sturm hat begegnen wollen. Daß sie nun gerade so weit hätte gehen wollen, wie etwa Rodbertus, Wagner und Meyer seiner Zeit wollten, ist natürlich ausgeschlossen; immerhin aber wollte sie doch wenigstens etwas bieten. Die kaiserlichen Erlasse enthielten verschiedene für uns werthvolle Versprechungen, den Normalarbeitstag und die Zusicherung, daß die staatlichen Unternehmungen „mustergiltig“ werden sollten, was sicher zur Hebung auch der Lage der übrigen Arbeiter beigetragen hätte. Gegen die Forderungen, die wir an den heutigen Staat stellen, gehalten, ist das ja immer noch wenig genug; aber mit dem verglichen, was uns sonst als „Sozialreform“ aufgetischt wird, war es doch eine ganze Menge.

Die Versuche der Regierung scheiterten an dem Widerstand der Bourgeoisie, welche sich mit Bismarck verbunden hatte; und so sind wir ja jetzt thatsächlich wieder in das alte Fahrwasser hineingerathen.

Dieser Kampf zwischen den zwei Gewalten Regierung und Bourgeoisie giebt zu allerhand Betrachtungen Veranlassung. Es ist keine Frage, daß die Regierung bei uns eine sehr große Macht hat. Sie hat das Heer hinter sich, das blindlings jeden ihrer Befehle ausführen würde; die römischen Caesaren waren nicht so mächtig. Was hätten denn die Leute machen wollen, wenn man z. B. einfach Bismarck und seine Söhne ins Untersuchungsgefängnis gesteckt hätte und ihnen durch die Drohung, eventuell ihre Güter zu konfiszieren, welche ja Dotationen sind, etwaige „Poppiere“ abgenommen hätte, die sie in Händen haben, und mit denen Aristides ja so geheimnißvoll droht? Es hätte sich keine Hand in Deutschland gerührt, um Aristides zu beschützen; und wenn etwa die paar Großindustriellen ihre Stimmen erhoben hätten, so konnte man sie ja auch nach Moabit spazieren lassen. Wer wäre denn für die eingetreten?

Diese Bourgeoisie hat ja überhaupt Niemanden hinter sich im ganzen Reich, und man sollte nicht mit ihnen fertig werden! Ist doch Bismarck damals mit ihnen fertig geworden, als sie noch die Arbeiter hinter sich hatten! Wie wird er lachen, wenn er daran denkt, daß er mit diesen Popanzen jetzt einen erfolgreichen Kampf führt, die er früher, als sie noch eine Macht waren, mit Leichtigkeit zu Boden geworfen hat!

Und sollte man das Mittel scheuen? Das braucht man ja doch nicht so offen zu sagen. Wozu hat man denn Staatsanwälte! Gibt es nicht tausend Möglichkeiten, einem Menschen den Prozeß zu machen! Kann man Einen nicht verurtheilen, und thäte er auch nichts, wie essen, trinken und schlafen! Kann man Bismarck nicht auf den Arminiparagraphen fassen, nicht wegen der Wesenfondsgeschichten, nicht wegen Majestätsbeleidigungen, nicht wegen tausend anderer Sachen?

Und die steinernen rheinischen Kohlen- und Eisen-granden! Wie schön könnte man den Leuten den Rücken gleichmüthig machen! Was ist das für ein kleinliches Pöbel, das es nicht für zu niedrig hält, den Staat um die Steuern zu prellen! Und solche Leute sollen Einem Achtung einflößen können vor ihrer Macht! Auf der Scala des Diebstahls, welche Fiesko aufstellt, sind nur die oberen Stufen achtunggebend, aber die Herren in Bochum u. s. w. stehen auf der untersten; sie lassen sich den Thaler ja natürlich auch nicht entgehen; aber sie denken auch: wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Thaler nicht werth. Und dieses schäbige, fragende, schachernde, jobbernde Pöbel will etwas zu sagen haben?

Das Proletariat zu unterdrücken, ist unmöglich; mag man die furchtbaren, härtesten Maßregeln gegen die Arbeiter anwenden — man wird sie biegen können, aber sie werden nicht brechen. Das Proletariat ist eine Macht, welche der Staatsmacht schon jetzt fast ebenbürtig ist. Aber diese paar Leute sollte man nicht beim Kragen nehmen können?

Und doch haben diese würdigen Herren mit ihrem würdigen Weiser an der Spitze gesetzt; die Kolosse Bismarck, Baare, Zende und Stamm stehen da, mit dem Lorbeer des Siegers bekränzt, und die Regierungsideen schleichen ab wie die begossenen Pudel.

Die Moral von dieser Geschichte ist aber sehr einfach: es kommt eben nicht bloß auf die materielle Macht an, sondern es müssen auch gewisse psychologische Bedingungen erfüllt sein, damit man etwas mit der Macht ausrichten kann. Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist!

Das ist etwas, was wir uns merken werden.

B. S. Bellamys Buch dürfte jedem Leser bekannt sein, wenn nicht aus den billigen Ganzausgaben<sup>\*)</sup>, so doch mindestens aus dem Auszuge, der unter dem Titel: „Ein sozialistischer Roman“ im ersten Hefte der „Berliner Arbeiterbibliothek“ veröffentlicht wurde. Es hat in der That einen Erfolg gehabt wie kein Buch je vorher; in England und Amerika mögen jetzt wohl schon reichlich 1 Million Exemplare abgesetzt sein und Deutschland mit seinen mindestens acht Ausgaben ist, dem überhaupt geringeren Bücherumsatz entsprechend, hinter den genannten Ländern nicht viel zurückgeblieben.

Das Buch hat, wie die Verfechter unserer heutigen Eigenthumsordnung selbst zugestehen, auf die Anschauung eines Mannes, bisher indifferenten, der die Welt immer nur von der guten Seite ansah, weil sie ihm eben bisher immer die gute Seite zugedreht hatte, einen Eindruck gemacht, „es hat vielen wohlmeinenden und sonst höchst verständigen („höchst verständig“ sind natürlich alle, welche die heutigen Zustände gottvoll finden) Leuten den Kopf verdreht.“ Wir gehören zu denen, welche vom heutigen Bürgerthum für eine Besserung der Verhältnisse auch nicht das Geringste erwarten, demgemäß auch die Einwirkung des Bellamyschen Buches auf die Bürgerkreise keineswegs optimistisch als eine Stärkung des Sozialismus ansehen, — aber schon die Thatsache, daß das behäbige und im allgemeinen denfsaule Publikum der Mittelklasse wenigstens Interesse für diese literarische Erscheinung gefaßt hat, ist uns genügend, den Werth derselben als durchaus nicht gering anzuschlagen.

Weit mehr aber als uns diese Thatsache erfreut, muß dieselbe alle interessirten Anhänger der heiligen Privateigenthumsordnung erschrecken. Schon eine wohlwollende Neutralität diesem scharfen Angriffe gegenüber scheint den Herrn von der fatten Moral eine Gefahr, wievielmehr noch wenn zugegeben würde, daß einiges, vieles, ja wohl gar der ganze Grundgedanke des Bellamyschen Phantasiegemäldes nicht so uneben wäre. Der Mittelstand, selbst der sogenannte „bessere“, dürfte heute in sehr vielen Fällen geneigt sein sich solchen Gedanken hinzugeben, denn auch er hat jetzt mehr als je mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen und kann oftmals seine Position nur mit Aufwand aller Kräfte behaupten. Da gilt es denn für die literarischen Kopfschmerzmittel des Kapitalismus das Bestehende mit falschem Glitzer zu vergolden und das in der Zukunft Geschaute als die Ausgeburt eines unreifen Gehirns oder einer übergeknappten Phantasie zu verlekern und die „natürliche, unabänderliche Weltordnung“ des Manchesterthums, wenn auch nicht zu beweisen, so doch mit einem um so größeren Aufwande an Lungenkraft zu behaupten. Darum sind denn auch die Wiederlegungen der Bellamyschen Utopie wie Pilze aus der Erde geschossen, sie gleichen der Mehrheit der Pilze aber auch darin, daß sie nichts taugen, gänzlich ungenießbar sind. Auf alle diese Prochürchen, die, wie sie unbeachtet erscheinen, so auch unbeachtet verschwinden und nur den einen Zweck erreicht haben, dem Verfasser einen Platz im Leipziger Bücherkataloge zu verschaffen, können wir hier nicht eingehen, nur einige der neuesten sollen in nachstehendem in Betracht gezogen werden.

Ich will keineswegs behaupten, daß Bellamys Beschreibung des Zukunftsstaates vom Jahre 2000 durchaus einwandfrei sei. Hier kommt vor allem die schwache Seite aller Utopien zum Vorschein. Selbst die klaresten vorgestellten Nothwendigkeiten muß bei solcher Darstellung verschiedene Möglichkeiten zulassen, bei welchen es in der That gewissermaßen Geschmackssache ist, welcher derselben man den Vorzug geben will. Wenn man sich über Dinge streiten kann, welche gewesen sind, in ihrer ganzen Entwicklung, in ihren sichtbaren und zahlenmäßigen Resultaten vor uns liegen, so ist es keinesfalls wunderbar, wenn man von eines Anderen Gedankenfluge in die Zukunft nicht ganz befriedigt ist. Kleinlich an einzelnen Auffstellungen zu mäkeln zeigt nur, daß man den ganzen Gedankengang des Schriftstellers nicht zu beurtheilen versteht und demgemäß unfähig ist, über diesen Gegenstand zu handeln. Der angegriffene Verfasser kann dann wohl lächeln über die myrmidenenhaften Nörgler, die mit ihrem blöden „Unmöglich“ doch die Thatsachen nicht aus der Welt schaffen können, die zur Aufstellung jenes, wenn auch gewiß in der vorgestellten Form niemals eintretenden Zukunftsbildes zwangen. Eine Utopie kann eben garnicht anders widerlegt werden, als durch den Nachweis, daß es unnötig war, sie aufzustellen.

Von diesem Nachweise sind aber alle Gegner Bellamys weit entfernt. Da eine Beschreibung eines Zukunftsstaates sich auch der Kleinigkeiten annehmen muß, auf die aber wie schon erwähnt, nicht viel ankommt, da sie zwar so, aber auch anders arrangirt werden können, so hat Bellamy freilich viele einzelne Punkte, die man ausspinnen kann und es bedarf wirklich keiner besonderen Geistesgröße hier und da einen „Unfinn“ nachzuweisen. Dabei ist aber das Charakteristische, daß man diesem neuesten Zukunftsgebilde gegenüber sich nicht im Geringsten über das öde Geschwätz erhebt, mit welchem man schon seit Jahrzehnten die sozialdemokratischen Anschauungen „widerlegt“. Es zeigt die ganze erbärmliche „Geistes“verfassung dieser Gegnerschaft, daß sie hier, wo doch immerhin manches Neue vorgebracht wird, nicht über das schon

<sup>\*)</sup> Reclam, Leipzig 40 Pf. C. G. Schöler, Halle 50 Pf. Meyers Volksbücher 40 Pf.

hundert Male gegenüber Babels „Frau“ und andern Auslassungen über sozialistische Ideen Vorgebracht hinauskommen können. Immer noch die alte verrostete Waffe und die alte falsche Quast, die nur bei dem „Sitz“, der da von dem Vorurtheile befangen ist, daß die Gegner des Proletariats nur ein einziges Mal ehrlich fechten könnten.

Vom freihändlerischen Standpunkte und mit Hilfe der bekannten Eugen Richter'schen Broschüre schrieb eine „Widerlegung des Rückblicks und des sozialistischen Zukunftstaates überhaupt“ Dr. Heinrich Fränkel, der seit einer Reihe von Jahren still gewordene fortschrittliche Agitator, der später Sekretär der Chemnitzer Handelskammer war und jetzt, so viel wir wissen, in gleicher Eigenschaft dem „Verein zur Verbreitung guter Volksschriften“, einer Art Traktatlein-Gesellschaft, zum Besten des Kapitalismus dient. Seine Broschüre ist zwar nur 40 Seiten stark, aber man müßte doch meinen, auch das wäre Platz genug, wenigstens eine Kleinigkeit Vernünftiges unterzubringen. Jedoch der Menschheit ganzer Jammer faßt Einen an, wenn man auch nicht den Gedanken einer neuen Idee vorfindet. Des Abgeordneten Richter Behauptung, daß das Einkommen im Zukunftstaate sinken müßte, daß wohl die Reichen verschwinden, aber die Armen nicht reicher würden, spielt die Hauptrolle. Glücklicherweise sind die Herren auch noch viel zu ungeschickt, um wirksam zu kämpfen. Wie es gar nichts behaupten heißt, wenn man zu viel behauptet, so macht man auch keinen Effekt, wenn man zu viel negiert und verschweigt. Freilich ist es auch ein böses Stück Arbeit, der Thatsache gegenüber, daß das Kapital immer mehr sich zusammethut, um dadurch im Verhältnis größere Profite zu erzielen, als wenn es vereinzelt, in Zwergbetrieben arbeitete, — also dieser gar nicht abzuleugnenden Thatsache gegenüber behaupten muß, in einem Zukunftstaate, der alle Kräfte konzentriert, alle Kräftevergeudung ausschließt, müsse die Summe der erzeugten Werthe sinken. Diese schwere Arbeit kann das literarische Falschmünzertum, welches von der herrschenden Klasse bezahlt wird, nur durch die gewagtesten Tricks leisten. Ein solcher ist es, wenn Fränkel, der heuer gegen den Sozialismus kämpft, sich morgen aber gegen das Fünftlerthum hegen läßt, dem ersteren gegenüber scheinweislich augenverdrehend hervorhebt, daß die einzelnen Arbeiten doch „gelernt“ werden müßten und daß es eben eine ganz unerfüllbare Verprechung Babels sei, daß gefährliche und gesundheitschädliche Arbeiten von Allen abwechselnd geleistet werden sollen. Als wenn der Kapitalismus in America und auch theilweise schon in Europa diese „Frage“ nicht schon längst gelöst hätte. Gerade das ist eine der „Reformen“, von denen Fränkel auf S. 15 sagt, daß die heutige Zeit damit zu thun habe. Wenn er dann hinzufügt, es sei deshalb schade um alle die Zeit, welche für diese Reformen verloren gehe durch die nothgedrungene Beschäftigung mit den sozialistischen Hirngespinnsten, so zwingt ihn doch zu letzterer Thätigkeit er Niemand. Ist er der Meinung, daß der Sozialismus, wie er im Motto seiner welterschütternden Schrift sagt, Wahnsinn bleibe, trotz aller Methode, so mag er es doch gehen lassen, denn die Weltgeschichte hat noch niemals gezeigt, daß ein Wahnsinn irgendwie zur Herrschaft gekommen. Legt er aber das Gewicht auf das Wörtchen „nothgedrungen“, so wird er, wenn er nicht sich in der Glorie vollständiger Kindstülpigkeit zeigen will, zugestehen müssen, daß die „Phantasien“ vom Zukunftstaate und die Anhänger der Massen an denselben ebenso „nothgedrungen“, ja vielleicht noch nothgedrungener sind, als seine sog. Abwehr und Widerlegung.

Daß die „Verstaatlichung“ der Liebe auch bei Fränkel eine Rolle spielt, ist selbstverständlich. Bellamy jagt zwar davon nichts, und nicht einmal etwas Ähnliches, er ist im Gegentheil in Bezug auf Familienverhältnisse eine höchst spießbürgerliche Natur und läßt in einer, in der sozialistischen Gesellschaft ganz undenkbarer Weise die Einzelfamilie in einem Einzelhaushalte wirtschaften, ja selbst im gemeinsamen Speisehaare sich ein besonderes Zimmer geben. Aber das Thema ist ja zu lockend, weil es ligelnd ist und die „Ordnungsvertheidiger“ ziehen es deshalb, wenn sie keinen Anhalt finden, an den Haaren herbei.

Die frechste Fälschung aller Thatsachen ist gerade passend, um Fränkel und Konjorten als Beweise zu dienen. Behaglichkeit und Anmuth giebt es in einer sozialistischen Gesellschaft nicht, denn diese sind für den normalen Menschen mit seinem Hause verknüpft. Ueberflüssig zu fragen, wie viel Menschen ein Heim haben, wo Behaglichkeit und Anmuth wohnen, Thatsache ist, daß der normale Mensch seine größten geistigen Anregungen und Genüsse in der Gesellschaft findet, sei es im Theater, Konzert, Kasino, Vereine, auf dem Balls oder im Restaurant. Es ist die schamloseste Heuchelei, zwar immer von dem Kneipenleben der Arbeiter, niemals aber vom Gesellschaftsleben der Besitzenden zu sprechen. Und doch wird diesen das Leben im Hause durch dessen Behaglichkeit und durch die erweiterte Familie, die sich meist zusammensindet, weit leichter gemacht als dem Arbeiter, deren Familien die rauhe Nothwendigkeit zerreißt.

Das Insamste leistet Fränkel indem er behauptet:

„Die Agitation für den Sozialismus trage schon heute einen sehr starken Antriebe zum unsiitlichen Handeln in die Herzen der Menschen; wenn man den Reuten fortwährend erzähle, daß nur falsche Staats- und Gesellschaftsrichtungen an der Mehrzahl aller Verbrechen schuld seien, so schwäche man die Stimme des Gewissens ab.“

Um den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung dieser Auslassung zu gewinnen, muß man sich vergegenwärtigen,

daß dies derselbe Fränkel sagt, der sonst den Arbeitern die verächtliche Lehre vortrug, daß jeder, der emsig nur für sich allein sorge, damit zugleich auch am besten für das Wohl der Gesamtheit thätig sei. Als wenn nicht gerade dieses letztere die Hellsprechung von Betrug, Untreue, Diebstahl und noch schlimmeren Verbrechen wäre. Es bleibt ichon dabei, daß die Herren mit Worten trefflich zu streiten verstehen. Zu ihm Unglück ist die Masse nicht mehr so blödsinnig, wie sie — — — denken.

Auf entgegengesetztem Standpunkt stehend kommt ein anderer Gegner Bellamys, Erdmannsdörffer, in seiner Broschüre „Ein Phantasiestaat“ zu ganz ähnlichem Resultat. Wie der Vorige läßt er Bellamys Staat an der Bevölkerungsvermehrung zu Grunde gehen, jener Felsbrücke, die allen denen zum Rückzuge dienen muß, die ihre ganze Munition verschossen haben und von der Undienlichkeit ihrer stumpfen Waffen überzeugt sind. Auch Erdmannsdörffer will aber die Menschheit gar nicht so weit kommen lassen:

„An uns liegt es nun zu zeigen, wie ohne Umsturz des Bestehenden für alle Menschen ein ihnen entsprechenden Wohlleben, gepaart mit Menschenwürde und sittlicher Kraft erzielt werden kann. — Nie wird diese friedliche Lösung sich vollziehen, wenn der Geist des Nihilismus und des Egoismus nach wie vor bei uns herrschen soll; wenn schmutzige Geldgier die einzige Triebfeder für Tausende von Menschen bleibt; wenn die Arbeitgeber dabei verharren, ihre Arbeiter zu drücken und den Lohn möglichst auf die Befriedigung der Lebensnotdurft zu beschränken; wenn der Geist des Materialismus, der rohen Sinnesstutz, fortfährt in Kunst und Wissenschaft, öffentlich und im Geheimen den Sinn des Volkes (?) zu vergiften. Sollte hierin keine Aenderung und keine baldige Wendung eintreten, dann ist die Welt werth, daß sie der Sozialdemokratie anheimfällt. — Einen Beweis aber für die Lebensberechtigung und die Lebenskraft der heutigen Ordnung können wir geben dadurch, daß wir der bloßen Erwerbssucht entgegen und einem richtigen Sozialismus huldigen, d. h. einem Sozialismus, der uns lehrt, nicht nur allein und zuerst an uns zu denken, sondern an erster Stelle in uns für die Gemeinschaft zu leben; ferner dadurch, daß wir dem freien Willenlassen der sogenannten Naturkräfte in der Gesetzgebung (soll wohl heißen: Gesellschaft?) definitiv ein Ende bereiten.“

Und nun mit vollen Segeln ins antisemitische, christlich-sozialistische, mit einem Wort Stöder'sche Fahrwasser hinein.

Eine sittliche Regeneration der herrschenden Klasse ist es also gewissermaßen, die Erdmannsdörffer verlangt, um dem Bellamy'schen Staat und seinen gefürchteten Konsequenzen zu entgehen. Ein solches Verlangen zeugt von sehr geringer Kenntniß der menschlichen Kulturgeschichte. Niemand hat sich eine herrschende Klasse sittlich regenerirt, weil das überhaupt gar nicht möglich ist. Eine solche erklmmt einen gewissen Höhepunkt, auf welchem sie als Hauptträgerin der Kultur erscheint, nach diesem sinkt sie, eben gerade infolge ihrer Herrschaft, körperlich, geistig und moralisch zurück und die Regeneration kommt von unten.

### Zur Wohnungsfrage.

Aus dem Bericht über die Basler Wohnungs-enquete vom 1. — 19. Februar 1889, der eben erschienen ist, bringt die „Frankf. Ztg.“ folgende Notizen:

Von 5124 bewohnten Häusern, welche in Basel bei der Enquete kurz vorangegangenen Volkszählung am 1. Dezbr. 1888, welche für die Eintheilung in Erhebungsbezirke und die Begehung der Häuser die nötige Grundlage bot, vorhanden waren, mußten 3624 in die Enquete einbezogen werden, und es darf bei einer Stadt von dem Alter Basels nicht Wunder nehmen, daß von diesen Häusern 3449 aus irgend einem Grunde in das „Schwarze Buch“ eingetragen werden mußten, sei es, daß dieselben Zimmer von unter 2,50 Meter Höhe oder Schlafräume von weniger als 10 Kubikmeter Luftraum pro Kopf, (Forderungen, welche neuerdings als das Mindestmaß für gesunde Wohnen betrachtet werden), oder indirekt beleuchtete Zimmer und Küchen, feuchte Wohnräume u. s. w. enthielten. Von der Gesamtzahl der untersuchten Liegenschaften waren insbesondere 3000 aus folgenden Gründen zu beanstanden:

wegen mangelhafter und sanitätswidriger Zustände im Allgemeinen	1270	= 35 pCt. der unterj. Lieg.
wegen ungenügender Ableitung der Abtritte und Abwasser	970	= 27 „ „ „ „
wegen Vernachlässigung einzelner Wohnungen und einzelner Wohnräume	390	= 11 „ „ „ „
wegen feuchter Wohnungen, bezw. feuchter Wohnräume	370	= 10 „ „ „ „

Bei Bearbeitung der statistischen u. s. w. Ergebnisse weist der Verfasser des Berichtes zunächst darauf hin, daß aus der Zunahme der Behausungsziffer (Zahl der auf je ein Haus treffenden Bewohner), welche sich fast für alle Großstädte nachweisen läßt, noch nicht ohne Weiteres auf eine größere Beengtheit des Wohnens geschlossen werden darf; denn wo die bauliche Erweiterung einer Stadt in der Weise erfolgt, daß unter den Neubauten die Miethskaserne vorherrscht, welche eine größere Raumaussnutzung erstrebt, wird die Behausungsziffer naturgemäß eine größere, ohne daß dadurch eine Verschlimmerung der Wohnverhältnisse stattgefunden zu haben braucht. Für Basel weist der Entwicklungsgang aber darauf hin, daß sich thatsächlich innerhalb der einzelnen Haushaltungen und Wohnungen, insbesondere im letzten Jahrzehnte, eine Verdichtung vollzogen hat.

Zur Zeit der Enquete ergaben sich, wenn die Frage der Ueberfüllung erörtert werden soll, folgende Verhältnisse: Nimmt man als Maßstab für zulängliches, d. h. menschenwürdiges Wohnen an, daß für eine Familie von 4 bis 5 Personen eine Wohnung von 2 Zimmern mit Küche als Mindestmaß gefordert werden muß und bei zahlreicherem Haushaltungen für je weitere 2 Personen ein Zimmer mehr beansprucht wird (woburd allerdings auch alle Wohnungen als unzulänglich erscheinen, in denen mehr als zwei Personen ohne eigene Küche hausen müssen, und wobei nach Bächer solche Wohnungen ohne Küche für 2 Personen nur als „bedingt zulänglich“ zu bezeichnen sind), so ergibt sich, daß von 13,377 untersuchten Wohnungen mit 43,323 Zimmern und 53,599 Bewohnern

unzulänglich waren	14,2%	d. Wohnungen m.	20,8%	Bewohner
bedingt zulänglich	47,4 „ „	„	53,2 „	
normal	35,6 „ „	„	24,5 „	
übernormal	2,8 „ „	„	1,5 „	

Ein tieferes Eindringen in diese Frage wird aber erst ermöglicht, wenn die Maßverhältnisse der Zimmer und die Benutzungsweise derselben näher untersucht wird. Wird als Mindestschlafraum ein Luftvolum von 10 Kubm. angenommen, der Mindestwohnraum aber auf das Doppelte, also auf 20 Kubm. bestimmt, so lebten im Februar 1889 in Basel in den der Enquete unterworfenen Häusern:

7,3 pCt. der Bewohner in Wohnungen, welche nicht einmal den Mindestschlafraum boten,
35,2 pCt. in solchen, welche zwar den Mindestschlafraum, nicht aber den Mindestwohnraum boten,
38,0 pCt. in solchen, welche mäßigen Wohnraum gestatteten (20—40 Kubm.),
19,5 pCt. in solchen, welche reichlichen Wohnraum boten (über 40 Kubm.),

also wohnten zwei Fünftel der fraglichen Bevölkerung in einer vom hygienischen Standpunkte aus als unzulänglich zu bezeichnenden Weise. Dabei dienten von je 100 untersuchten Räumen 16 pCt. als Wohnzimmer, 13,9 pCt. als Wohn- und Schlafzimmer, 38,2 pCt. als Schlafzimmer, 1,9 pCt. als Wohn- und Arbeitszimmer (zu gewerblichen Zwecken), 1 pCt. als Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer zugleich, 21,7 pCt. als Küchen, 0,1 pCt. als Badezimmer und 2,2 pCt. zu unbekanntem Zweck. Der Mindestschlafraum (10 Kubm. bei reinen Schlafzimmern, 15 Kubm. bei Räumen, welche gleichzeitig zum Wohnen und Schlafen dienen, 20 Kubm. bei solchen, welche gleichzeitig entweder noch als Kochraum oder Werkstätten dienen) wurde dabei nicht erreicht:

in reinen Schlafzimmern bei	14,2%
i. Schlaf-u. Wohn-zimmern m. Küche bei	23,3 „
„ „ „ ohne	33,5 „
in Wohn- und Arbeitszimmern bei	46,8 „
überhaupt bei	20,1%
aller Fälle.	

Was die Miethpreise anlangt, so zeigt sich, daß hohe und sehr hohe Preise um so häufiger vorkommen, je geringer der Luftvolum ist, der in einer Wohnung durchschnittlich auf die Person entfällt. Im Allgemeinen kostete der Kubikmeter Luftvolum in Wohnungen mit einer Kopfaquote

bis zu	10 Kubm.	4,59 Fr.
10—20	„	3,95 „
20—40	„	3,51 „
über	40 „	3,25 „

Für die kleinen Wohnungen mit 1 und 2 Zimmern sind auch die Beleuchtungsverhältnisse statistisch zur Darstellung gebracht. Es wird angenommen, daß für ein einseitiges Zimmer die Beleuchtung als ausreichend zu erachten ist, wenn dasselbe nicht über 12 Am. Bodenfläche hat, für ein zweisites bei 24 Am. u. s. w. Von 10,038 hierbei in Frage kommenden Zimmern hatten

indirekte Beleuchtung	353
1 Fenster bei mehr als 12 Am. Bodenfläche	3746
2 „ „ „ 25 „ „	104

somit also 4203 Zimmer, oder mehr als zwei Fünftel der Gesamtzahl ungenügende Beleuchtung aufweisen.

Im Anschlusse an die allgemeine Erhebung ist dem Erfolge des Baues von Arbeiterwohnhäusern eine besondere Untersuchung gewidmet. Diese Spezialuntersuchung, welche sich auch auf die Einfamilienhäuser für Arbeiter, im Ganzen über 293 Häuser mit 694 Wohnungen und 3076 Bewohnern erstreckte, führte zu dem Ergebnisse, daß diese Arbeiterwohnhäuser zur Zeit der Enquete ihren Zweck nicht mehr ganz erfüllten, indem dieselben sich erheblich stärker besetzt zeigten, als ihrer ursprünglichen Bestimmung und baulichen Anlage entsprechend gewesen wäre; die Wohnungen hatten zweifelsohne allmählich eine Theilung erfahren oder sehr große Familien aufgenommen. Es waren nämlich im Sinne der oben gegebenen Definitionen von den Arbeiterwohnungen:

unzulänglich	20,0%	d. Gesamtzahl m.	30,4%	Bewohner
bedingt zulänglich	47,6 „	„	52,2 „	
normal	31,4 „	„	17,1 „	
übernormal	1,0 „	„	0,3 „	

ferner solche, welche nicht den Mindestschlafraum boten 6,6% zwar den Mindestschlafraum, aber nicht den Mindestwohnraum . 42,1 „ mäßigen Wohnraum boten . 42,4 „ reichlichen „ 8,9 „ und bei spezieller Untersuchung in Betreff der Schlaf-

räume hat sich gezeigt, daß der Mindestschlafraum nicht erreicht wurde:

in reinen Schlafzimmern bei . . . . .	24,2	der selben
i. Schlaf- u. Wohn- i. Wohnungen m. Küche bei 13,8		
zimmern	ohne	51,0
in Wohn- und Arbeitszimmern bei . . . . .	57,8	
überhaupt bei . . . . .	37,8	der Gesamtzahl,

so daß hier die Verhältnisse noch ungünstiger liegen, als oben für die Gesamtzahl aller untersuchten Häuser dargethan war.

Im Vergleich mit dem Durchschnitte aller untersuchten Wohnungen ergab sich ferner, daß die Arbeiterwohnungen erheblich kleiner, aber auch erheblich stärker besetzt waren. Es trafen nämlich:

	bei den	im
	Arbeiter-	allgemeinen
	wohnungen	Durchschnitte
auf je eine Wohnung Zimmer	2,70	3,24
Bewohner	4,43	4,38
ein Zimmer	1,65	1,35

Was dagegen die Mietpreise anlangt, so läßt sich ein erheblich billigerer Preis für die Arbeiterwohnungen konstatiren, indem der Kubikmeter Wohnraum sich für dieselben im Durchschnitt auf 2,84 Fr. stellte gegenüber 3,54 Fr. im Allgemeinen, eine Differenz, welche sich durch die excentrische Lage der Arbeiterwohnhäuser allein nicht erklären lassen dürfte.

### Das Petroleumkartell.

Wir haben bereits verschiedene internationale Kartelle und Trusts, welche den getrusteten Artikel vollständig in der Hand haben; allein bis jetzt handelte es sich immer nur um Waaren, die nicht von allgemeiner Bedeutung und allgemeinem Gebrauch sind. Jetzt stehen wir aber vor einem Kartell aller Produzenten eines allgemeinen Gebrauchsartikels: des Petroleums.

Die „Roff. Ztg.“, welche über die Sachlage offenbar gut informiert ist, schreibt:

„Die Standard-Oil-Co. hat das nordamerikanische Petroleumgeschäft, das Haus Rothschild in Paris dagegen den Petroleum-Ausfuhrhandel von Baku fast ausschließlich in der Hand. Bis zur Eröffnung der transkaukasischen Eisenbahn von Baku nach Batum wurde der europäische Markt ausschließlich mit amerikanischem Petroleum versorgt. Erst seit jenem Zeitpunkt konnte das russische Erzeugniß mit dem letzteren auf dem Weltmarkt erfolgreich in Wettbewerb treten. Infolge dessen wurde das amerikanische Petroleum von dem russischen vielfach, namentlich in Rußland selbst, verdrängt. In Süddeutschland, Oesterreich, Italien, England, Belgien, Holland und Schweden findet die russische Waare neben der amerikanischen reichen Absatz. Der geschäftliche Kampf zwischen den beiden Privat-Monopolisten wurde zwar lebhaft, aber doch ohne solche Preisunterbietungen geführt, wie sie sonst bei ähnlichen Kämpfen beobachtet werden. Es schien, als beständen bereits gewisse geheime Verabredungen zwischen beiden, die diesem Kampfe seine Grenzen zogen. Jedenfalls war vorauszuversuchen, daß zwei Großunternehmen solchen Schläges nicht dauernd im Kriege mit einander liegen, sondern sich über kurz oder lang zu gemeinsamer Ausbeutung des Marktes einigen würden.“

Die Klagen, in welche das Blatt weiterhin ausbricht, sind von seinem Standpunkt aus begreiflich; wir ziehen natürlich ganz andere Konsequenzen.

Also es ist schon so weit, nicht nur, daß seit Jahren in den „Vereinigten Staaten“ ein Trust die gesammte Produktion hat regeln können; der rechnende Geist, welcher Produktion und Konsumtion abwägt, greift nunmehr auch auf die andere Seite der Welt über; Rothschild in Europa einigt sich mit dem Trust in Amerika über die Petroleumproduktion in Asien und Amerika.

Möglich ist das erst dadurch geworden, daß der amerikanische Trust rücksichtslos, mit gesetzlichen und ungesetzlichen, moralischen und unmoralischen Mitteln alle kleineren Unternehmungen unter seine Herrschaft gebracht hat; und daß Rothschild in Baku gleichfalls alle kleineren vernichtet und ihre Betriebe in seinen Besitz gebracht hat.

Nunmehr liefern sie den Beweis, daß der Mensch nicht ökonomischen Naturgesetzen machtlos unterworfen zu bleiben braucht, daß er jetzt den Zeitpunkt erreicht hat, wo er selbst herrschen kann. Jetzt ist doch wohl blos noch ein Schritt möglich: daß man zu den Herrschaften sagt: Wir danken euch, daß ihr so trefflich gearbeitet habt; aber jetzt werden wir die letzte Konsequenz eurer Arbeit ziehen: wir werden die Einrichtung so bestehen lassen, wie sie besteht, aber wir werden sie euch fortnehmen, und die produzierende Gesellschaft wird sie selbst behalten.

Wir sind neugierig, was die Herren antworten werden, vorausgesetzt, daß hinter den Leuten, die so reden, die nöthige politische Macht steht.

Die politische Macht für das Proletariat, das ist das Einzige, was noch fehlt; die ökonomischen Verbindungen sind vorhanden.

Freilich, wie die Dinge jetzt liegen, ist an eine Erringung der politischen Macht nicht zu denken; eine sogenannte Revolution wäre vollkommen aussichtslos gegenüber der bis an die Zähne bewaffneten Staatsgewalt. Aber um Glück machen sich ja die wirklichen Revolutionen nicht durch die sogenannten, die Neuorganisationen der Menschheit nicht durch Pulver oder Dynamit. Der nächste Krieg wird ganz unerwartete Folgen haben; er wird die letzte That des Militarismus sein; ist aber der Militarismus gefallen, so muß auch der Staat eine andere Grundlage bekommen; der erste Schritt zur „Diktatur des Proletariats“ wird vom Staat selbst geschehen.

Welche revolutionäre Macht in den Trusts steckt, weiß der heutige Staat ganz genau und beginnt deshalb bereits seinen Windmühlkampf. Das preussische Handelsministerium hat wegen der neuen Vereinigung Rothschild-Oil-Company eine Anfrage an das Berliner Aeltesten-Kollegium gerichtet. Wie auch aus anderen Zeichen hervorgeht, werden wir wohl demnächst mit einem Kartellgesetz beglückt werden, wenn sich nicht die „stählernen“ (Tolédaner, der sich am besten biegt) Rückgrate der Waare und Konferten nicht, wie so oft, zu widerstandsfähig erweisen sollten. Die groteske Idee, die ökonomische Entwicklung durch Juristen, Polizisten oder Pfaffen aufzuhalten, hat doch schon so oft pleite gemacht!

### Produktion und Technik.

— Ein Gradmesser für die fortschreitende kapitalistische Produktionsweise ist die fortschreitende **Verbilligung der Waaren**. In dem allgemeinen Konkurrenzkampf gilt es zu siegen, oder unterzugehen; und siegen kann man nur, wenn man alle Kräfte anstrengt, neue Produktionsmethoden zu erfinden, welche das Produkt verbilligen, Arbeit sparen, die Arbeit und das

Material besser auszunutzen u. s. f. So kommt es, daß in unserer Periode die Beherrschung der Natur größere Fortschritte gemacht hat, als in irgend einer anderen; denn eine jede Verbilligung einer Waare bedeutet einen neuen Sieg über die Natur. Nach der Hamburger Handelsstatistik bewegen sich in Hamburg die Waarenpreise (in Mark per 100 Kilogramm netto.) folgendermaßen:

Jahr	Baumwolle	Schafwolle	Flachs	Seide	Leder	Zin-digo	Gesen
1871—75	194,58	334,24	123,12	4335,94	342,44	1518,86	10,52
1881	110,22	288,48	120,47	3189,04	314,37	1893,25	5,94
1885	102,42	202,48	148,20	2902,70	330,26	1089,80	5,14
1889	97,74	165,90	74,04	3061,79	219,59	1198,64	6,18

Jahr	Kupfer	Zink	Zinn	Kaffee	Kakao	Thee	Roh-zucker
1871—75	179,60	46,34	259,36	160,42	101,72	282,74	54,58
1881	135,15	36,32	187,84	124,46	137,99	216,74	50,57
1885	110,92	25,14	168,58	91,20	160,14	206,17	26,59
1889	109,32	23,36	184,27	159,37	127,44	204,34	41,82

Jahr	Tabak	Reis	Pfeffer	Ros-finen	Wein-franz.	Mart.-Spirit
1871—75	148,48	21,58	126,52	58,14	61,26	43,40
1881	130,42	19,75	105,77	62,36	91,96	46,97
1885	125,41	17,37	152,50	51,02	70,41	33,23
1889	125,71	17,46	135,81	38,44	73,86	20,73

— **Japans Ausfuhr an Porzellan** (über die Häfen Tokio und Yokohama) in Yen (nach dem „Export“):

1868	3 600	1886	850 000
1870	20 000	1887	900 000
1875	80 000	1888	1 000 000
1880	560 000	1889	900 000
1885	800 000	1890	750 000

Wieder eine Bestätigung dessen, was wir schon so oft betont haben.

— Für die Steigerung der Produktivität der Arbeit geben die folgenden Zahlen des „Handelsmuseums“ über die **französische Weizenproduktion** ein hübsches Beispiel:

Jahresdurchschnitt:	Fläche in ha:	Produktion in hl:
1789	4 000 000	31 000 000
1831—41	5 853 841	68 436 000
1842—51	5 846 919	81 041 000
1852—61	6 500 448	88 986 000
1862—71	6 887 749	98 839 000
1872—81	6 904 503	100 295 000
1882—88	6 958 200	109 453 000
1889—90	6 972 500	111 365 000

Im Jahre 1789 brachte also der Hektar noch nicht 8 Hektoliter, 1889 bringt er 18, mehr als das Doppelte! Und dabei hat sich die angewendete menschliche Arbeit vermindert durch Einstellung von Maschinen.

— Wie unter der Herrschaft des kapitalistischen Systems sich die städtische Bevölkerung überraschend vermehrt, zeigt eine Gegenüberstellung der **Bevölkerungsziffern von 1836 und 1890 einiger Städte in dem industriereichen Sachsen:**

	1836	1890
Dresden	66 600	276 065
Leipzig	44 900	293 525
Chemnitz	21 500	138 955
Bautzen	10 250	21 570
Zittau	8 550	25 394
Glauchau	6 350	23 404
Plauen	9 100	47 006
Crimmitschau	5 800	19 975
Reichenbach	5 200	21 498
Zwickau	5 050	16 256
Mittweida	5 630	11 299
Döbeln	5 700	13 890
Riesa	1 620	9 389
Meißen	7 800	17 874
Radeberg	2 050	7 739
Bischofswerda	2 450	5 512
Oschatz	2 550	7 522
Rochberg	3 900	7 729
Völsfelde	3 500	5 213
Auerbach	3 000	7 481

## Lese- und Diskutir-Klub „Süden“.

Sonnabend, den 27. Juni 1891:

# Stiftungs-Fest

in „Keller's Hofjäger“, Hasenhaide.  
Konzert, Festrede gehalten vom Reichstags-Abgeordn. J. Auer.

Fackel-Polonaise und Ball.  
Herren, die am Tanz theilnehmen, zahlen 50 Pfennig nach.  
Anfang 5 Uhr. Die Kaffee-Küche ist von 4 Uhr an geöffnet. Entree 20 Pfg.  
Bei ungünstiger Witterung findet das Konzert im Saale statt.  
Billets sind zu haben bei P. Pierow, Grimmstr. 40; H. Christoph, Plan-Ufer 4; A. Kowalski, Skalligerstr. 5; Kolbe, Reichenbergstr. 140; E. Jossi, Mariannenstr. 21 und in den mit Plakaten belegten Handlungen.

## Sozialdemokratischer Wahlverein für den vierten Berliner Reichstags-Wahlkreis.

# Große Versammlung

am Dienstag, den 23. Juni 1891, Abends 8 Uhr, in **Mohrmann's Salon**, Große Frankfurterstraße 117.

Tagesordnung: 1. Vortrag des Genossen Josef Stahl: „Ueber die amerikanischen Arbeiterverhältnisse“. 2. Diskussion. 3. Vereins-Angelegenheiten. 4. Verschiedenes und Fragekasten. Es ist Pflicht eines jeden Genossen, in dieser Versammlung zu erscheinen.

Der Vorstand.  
Die Zahlstellen des Vereins sind: im Südosten: Gottfried Schulz, Gottbuserplatz. Fr. Jubel, Rammstraße 86. Karl Scholz, Wrangelstraße 32. Benno Stabernack, Wrangelstraße 80. Im Osten: Justinger, Krautzstr. 48. D. Jabel, Frankfurter Allee u. Wöllnerstraßen-Ecke. Gustav Tempel, Brestlauerstraße 27. Bogasch, Vängestraße 70. Restaurant Pock, Friedrichsbergerstraße 11. Dasselbst werden neue Mitglieder aufgenommen.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle mein gut assortirtes  
**Cigarren- u. Tabak-Geschäft** russische u. türkische Cigaretten.  
Ernst Arndt, Skalligerstr. 105, nahe d. Manteuffelstr.

Empfehle allen Freunden und Parteigenossen meine  
**Erk-Destillation und Restauration**  
Vorzügl. Speisen u. Getränke. Spezialität: **Schlesischer Korn vom Faß.**  
ff. Maison du Nord. Franz. Billard.  
**H. Kügler, Elisabeth-Ufer 52.**

**Weerschaum-, Bernstein- u. Eisenbeinwaaren.**  
Spezialität:  
Portraits bewährter sozialistischer Führer, Cigarrenspitzen, Pfeifenhöfen, Schlüsseln, Mandelknochen, Stöcken und en gros. en detail.  
**B. Günzel**  
Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

**Wendt's Salon**  
Köllnerstraße 17, früher Brandenburgstr. 33.  
Empfehle allen Freunden und Genossen meinen  
**Ball-Salon.**  
Rudolph Wendt.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich das **Schönfeld'sche**  
**Weiß- und Bairischbier-Pokal** mit Vereinszimmer käuflich übernommen habe. Um freundlichen Besuch bitte  
**Wilhelm Grube**, Mariendorferstr. 10.  
Beiträge zum Wahlverein und zur Arbeiterbildungsschule werden entgegengenommen, auch Eintrittskarten zur Bildungsschule sind zu haben.  
Empfehle mein  
**Weiß- und Bairischbier-Pokal**  
**O. Witzke**, Skalligerstr. 61.

**Zweirad** 56er engl. gut erb. verk. billig  
**Ebel**, Alt-Roabit 13, 3 Tr. L.  
Den Parteigenossen empfehle beim Besuch von Friedrichsfelde mein  
**Cigarren- und Tabakgeschäft.**  
**W. Baum**, Friedrichsfelde, Prinzen-Allee 15.

Die **Kolportage-Buchhandlung** von **H. Winner**, Herlohn, Ohl 19, liefert auf Verlangen alle literarischen Werke, welche von Max Schippel-Berlin (Berliner Arbeiter-Bibliothek), J. H. W. Diez-Stuttgart und vom Verlag des „Vorwärts“ herausgegeben werden. — Empfehle den Genossen gleichzeitig die Bilder: „Triumph der Arbeit“ und „Karl Marx“, sowie in kleinerem Format: Ferd. Lassalle, Geib, Bracke, Kräder, Reinders, Kaiser, Hasenclever u. A.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.  
von  
**J. Meyer**  
Berlin SO., Wienerstraße 1,  
(in der Ecke bei der Manteuffelstraße).  
**Bekannte Preise. Auch Versandt.**  
Pünktlich und gut.  
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

**Cigarren u. Cigaretten**  
Hamburger Schag u. swaten Krusen.  
**W. Schweitzer**, Rixdorf, Hermannstr. 153.

## Vor zwanzig Jahren.

„Seid umschlungen, Milliarden!“  
 Hör ich mit Begeisterung  
 Singen unsre Einheitsbarden:  
 Welche Federn! welcher Schwung!  
 Sah man jemals solche Beute?  
 Wir verstehen unser Fach,  
 Ja, ihr Professorenleute,  
 Wir sind groß, brüllt Auerbach.

Gottesfurcht und fromme Sitte,  
 Blut und Eisen wirken gut,  
 Und vor unserm Reich der Mitte  
 Zieht Europa stolz den Hut.  
 Geibel wird ein Epos schreiben;  
 Einen blinderen Homer  
 Wüßte ich nirgends aufzutreiben:  
 Wir sind groß — es freut mich sehr.

Elsas unser — Dank, ihr Streiter!  
 Lothringen in deutscher Hand!  
 Immer länger, immer breiter  
 Machen wir das Vaterland.  
 Eine Million Soldaten  
 Stehen da, wenn Kaiser spricht,  
 Stramm gedrillt zu Heldenthaten:  
 Wir sind groß — ich leugn' es nicht.

Thöricht war ins Herz geschlossen  
 Hatt' ich einst ein Ideal,  
 Das zerlegt nun und zertrümmert  
 Liegt im preussischen Spital.  
 Doch was kümmern uns die Wunden,  
 Die der Ruhm der Freiheit schlug!  
 Mag sie, wie sie kann, gefunden:  
 Wir sind groß — das ist genug.  
 G. Herwegh.

## Gewissensqual (Nachdruck verboten.)

von  
 August Strindberg.  
 (Deutsch von Gustav Lichtenstein.)  
 Schluß.

„Sie haben recht,“ sprach Herr von Bleichroden, „aber wir werden nicht nöthig haben, die Bäume zu behauen! Es giebt andere, menschlichere Arten! Es war einmal ein Schriftsteller, der ein mittelmäßiges Stück geschrieben hatte, und dessen Erfolg darauf beruhte, wie die weibliche Hauptrolle gegeben wurde. Er ging zur Schauspielerin und fragte sie, ob sie die Rolle übernehmen wolle. Sie antwortete ausweichend. Da vergaß er sich soweit, sie daran zu erinnern, daß das Theaterreglement sie zum Spielen der Rolle zwingen könnte.“ „Das ist wahr, antwortete sie, aber — ich kann mich drücken!“ Wir können unsere Hauptlügen auch durchdrücken! In England ist es nur eine Budgetfrage. Die Reichsversammlung stimmt gegen die Apanage — und sie werden ihren Weg gehen! Das ist der Weg gesetzlicher Reformen. Nicht wahr, Herr Engländer?“

„Vollkommen,“ antwortete dieser. „Unsere Königin hat das Recht, Krocket und Ball zu spielen, aber in die Politik darf sie sich nicht mischen!“

„Aber die Kriege, die Kriege! Werden die jemals aufhören?“ wandte der Spanier ein.

„Wenn die Frauen Stimmrecht erhalten, werden die Armeen reduziert werden,“ sagte Herr von Bleichroden. „Nicht wahr, liebe Frau?“

Frau von Bleichroden nickte Beifall.

„Denn,“ fuhr Herr von Bleichroden fort, „welche Mutter wird ihren Sohn, welche Gattin ihren Gatten, welche Schwester ihren Bruder in diese Schlachten schicken! Und wenn es niemanden giebt, der die Menschen gegen einander aufreizt, so wird auch der sogenannte Racenhaß verschwinden. Der Mensch ist gut, aber die Menschen sind schlecht, sagte unser Freund Jean Jacques, und er hat recht! Weshalb sind die Menschen hier in diesem schönen Lande friedlicher? Weshalb sehen sie zufriedener aus als auswärts? Sie haben nicht täglich, stündlich Magister über sich; sie wissen, daß sie selbst bestimmen, wer sie lenken und leiten soll, sie haben vor allen Dingen so wenig, wodurch man sie verlegen oder neidisch machen kann. Keine königlichen Hofhaltungen, keine Wachtparaden, keine Galavorstellungen, wodurch der schwache Mensch verlockt wird, das Pomphaste, aber Unwahre zu verehren. Die Schweiz ist das Miniaturmodell, nach welchem das Europa der Zukunft aufgebaut werden wird!“

„Sie sind Optimist, mein Herr?“ fragte der Spanier. „Sawohl,“ antwortete Herr von Bleichroden, „früher Pessimist.“

„Sie glauben also,“ fuhr der Spanier fort, „daß, was in einem kleinen Lande wie die Schweiz mit seinen drei Millionen Menschen und drei Sprachen möglich ist, auch in dem ganzen, großen Europa verwirklicht werden kann?“

Herrn von Bleichroden schienen Zweifel zu erfassen, als eine der Tyrolerinnen das Wort ergriff:

„Verzeihen Sie, Herr Spanier,“ sagte sie, „Sie zweifeln daran, daß dies in Europa mit seinen sechs oder sieben Sprachen vor sich gehen kann. Das Experiment, meinen Sie, sei mit so vielen Nationalitäten zu führen!

Aber wenn ich Ihnen nun ein Land mit zwanzig Nationalitäten aufweisen kann: Chinesen, Japaner, Neger, Rothhäute und sämtliche Nationen Europas in einem Lande vermengt: das wäre doch das Erdreich der Zukunft! Nun, ich habe es gesehen; denn ich war in — Amerika.“

„Bravo,“ rief der Engländer, „der Spanier ist geschlagen.“

„Und Sie, Herr Franzose,“ fuhr die Tyrolerin fort, „Sie trauern über Elsaß-Lothringen! Ich sehe es! Sie halten einen Revanchekrieg für unvermeidlich; denn Sie glauben, Elsaß-Lothringen könne nicht fortfahren, deutsch zu sein. Sie sind der Ansicht, vor einer unlösbaren Frage zu stehen!“

Der Franzose senkte Beifall.

„Nun gut, wenn Europa, was Herr von Bleichroden die Schweiz nennt, ein Staatenverband wird, dann ist Elsaß-Lothringen weder französisch noch deutsch, sondern es ist ganz einfach — Elsaß-Lothringen! Ist die Frage dann gelöst?“

Der Franzose erhob artig sein Glas und dankte durch eine Neigung des Kopfes und durch ein wehmüthiges Lächeln.

„Sie lächeln,“ ergriff das muthige Mädchen wieder das Wort, „wir haben allzu lange gelächelt, das Lachen der Verzweiflung, des Mißtrauens, wir wollen es nicht länger thun! Sie sehen, wir alle hier stammen aus allen Ländern Europas. Beim Trinkgelage sprechen wir stets, was unsere Herzen denken, aber in Volksversammlungen, in Zeitungen und Büchern da sind wir feig, weil wir uns nicht dem Gelächter aussetzen wollen, und so schwimmen wir mit dem Strome. Was hilft das Grimassenschneiden auf die Dauer? Es ist das Wappen der Feigheit! Man ist um sein Herz besorgt. Sawohl, es ist unangenehm, seine Eingeweide an der Ladentür zu sehen; aber die anderer auf den Schlachtfeldern unter Ruß und einem Blumenregen bei der Heimkehr und dem Einzuge zu sehen, das läßt man sich gefallen! Voltaire schnitt Grimassen, weil er trotz alledem um sein Herz besorgt war, aber Rousseau schnitt sich bei lebendigem Leibe auf, riß das Herz aus der Brust und hielt es gegen die Sonne wie die alten Aetken, als sie opferten; „o, in ihrem Wahnsinn lag doch Methode!“ Und wer hat die Menschheit umgearbeitet, wer sagte uns, daß wir auf unrechtem Wege sind? Rousseau! Genf, dort in der Ferne, hat seine Bücher verbrannt, aber das neue Genf hat Rousseau ein Ehrendenkmahl errichtet. Wie wir hier denken, so denken alle. Geben Sie uns nur die Freiheit, es laut auszusprechen zu dürfen!“

Die Russen erhoben ihre schwarzen Theegläser und schrieen, in ihrer Sprache, Worte, die sie nur verstanden. Der Engländer füllte sein Glas und wollte einen Toast halten, als das Dienstmädchen eintrat und ihm ein Telegramm übergab. Das Gespräch wurde für einen Augenblick unterbrochen, und der Engländer las mit sichtlichem Rährung sein Telegramm, worauf er es wohlgefaltet in die Tasche steckte und in Gedanken versank. Das Diner näherte sich seinem Ende; draußen fing es zu dunkeln an. Herr von Bleichroden saß still versunken in der Betrachtung der wunderbaren Landschaft. Der Mont Grammont und Dent d'Oche wurden von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, wie rosengefärbte Weinberge und Kastanienhaine an Savoyens Strand; die Alpen schimmerten in der feuchten Abendluft und schienen aus demselben lustigen Stoff gemacht zu sein wie Licht und Schatten, sie standen da wie körperlose, hohe Naturwesen, dunkel, unheimlich auf der Rückseite, drohend, düstern in den Klüften, aber auf der Vorderseite, die sie der Sonne zuwenden, licht lächelnd, sommerfroh! Er dachte an die letzten Worte der Tyrolerin und glaubte in dem Mont Grammont ein kolossales Herz zu sehen, die Spitze zum Himmel gelehrt, wie das rauchende, verwundete, narbige, bluttriefende Herz der ganzen Menschheit, das sich in einem einzigen großen Opfer zur Sonne wendet, um alles dahin zu geben, das Beste, das Theuerste, um alles zu erhalten.

Da wurde der dunkle, stahlblaue Abendhimmel von einem Lichtstreifen durchschnitten, und über Savoyens niedriger Strandflüße stieg eine Rakete von ungeheurem Kaliber empor, hoch, scheinbar so hoch wie der Dent d'Oche; sie blieb am Himmel stehen, als sähe sie hinab auf die schöne Erde, ehe sie zerplatzte; es währte einige Sekunden, dann begann das Hinabfallen; nach einigen Metern schon explodirte sie mit einem Knall, der erst nach einigen Minuten Bevey erreichte, und nun breitete sich eine große weiße Wolke aus, welche die Form eines Rechtecks annahm, eine Flagge in weißem Feuer, einen Augenblick darauf ertönte noch ein Schuß, und auf dem weißen Tuche zeichnete sich ein rothes Kreuz ab.

Sämmtliche Tischgäste waren aufgesprungen und auf die Veranda getreten.

„Was bedeutet das?“ rief Herr von Bleichroden erschüttert aus. Niemand vermochte oder hatte Zeit zu antworten, denn nun stieg ein ganzes Raketenbündel wie aus einem Krater über Boirons Spitzen empor und streute ein Feuerboquet aus, das sich in dem ruhigen Wasser des Lac Léman wiederpiegelte.

„Ladies and gentlemen“, erhob der Engländer seine Stimme, während ein Kellner ein großes Tablett mit gefüllten Champagnergläsern auf den Tisch stellte! „Ladies and gentlemen“, wiederholte er, das bedeutet nach den Nachrichten, die ich durch das eingetroffene Telegramm erhalten habe, daß das erste internationale Schiedsgericht in Genf seine Arbeiten vollendet hat; es bedeutet, daß man einem Kriege zwischen zwei Völkern, oder was noch schlimmer gewesen wäre, einem Kriege gegen die Zukunft zuvorgekommen ist, daß hunderttausende von Amerikanern und ebensoviele Engländer dem heutigen Tage zu danken haben, daß sie noch am Leben sind. Die Alabamafrage ist gelöst zum Besten, nicht Americas, sondern des Rechtes, nicht zum Schaden Englands, sondern für das zukünftige Wohl. Glauben Sie noch, Herr Spanier, daß Kriege unvermeidlich seien? Wenn Sie noch lächeln, Herr Franzose, so lächeln Sie mit dem Herzen und nicht mit den Lippen. Und Sie, mein Herr deutscher Pessimist, glauben Sie jetzt, daß die Franc-tireurs-Frage gelöst werden kann ohne Franc-tireurs oder Järsilladen, aber auch nur auf diese Art? Und Sie, meine Herren Russen, ich kenne Sie nicht persönlich, aber meinen Sie noch, daß Ihre moderne Forstwirtschaft mit dem Abschlagen der Wipfel so ganz richtig ist? Glauben Sie nicht vielmehr, es sei besser, bis auf die Wurzel zu gehen? Das ist bestimmt sicherer und ruhiger! Ich sollte mich als Engländer heute geschlagen fühlen, aber ich bin stolz, um meines Landes willen; das thut ein Engländer stets, wie Sie wissen, aber heute habe ich das Recht, es zu sein, denn England ist die erste europäische Macht, die an das Urtheil ehrenwerther Männer appellirt hat, anstatt an Blut und Eisen! Und ich wünsche Ihnen und allen viele solche Niederlagen, wie wir heute erlitten haben, denn sie werden uns zu Siegen lehren! Erheben Sie Ihre Gläser, Ladies and gentlemen, für das rothe Kreuz, denn in diesem Zeichen wird der Sieg sicherlich unser sein.

Herr von Bleichroden blieb in der Schweiz. Er vermochte sich nicht loszureißen von dieser Natur, die ihn in eine andere Welt geführt hat, schöner als wie er sie verläßt.

Wäheilen hatte er Rücksälle seines bösen Gewissens, die sein Arzt jedoch nur einer Nervosität zuschrieb, die bei einem Kulturmenschen der Gegenwart nur allzu gewöhnlich ist. Herr von Bleichroden beschloß, die Frage vom Gewissen in einer kleinen Schrift, die er zu veröffentlichen gedachte, zu behandeln. Sein Exposé, das er seinen Freunden vorlas, enthielt ganz bemerkenswerthe Dinge. Er war nämlich mit seinem deutschen Scharfsinn in den innersten Kern der Sache eingedrungen und hatte entdeckt, daß es zwei Arten von Gewissen gäbe, erstens das natürliche, zweitens, das erkünstelte. Das erstere sei, meinte er, unser natürliches Gefühl des Rechtes. Es sei jenes Gewissen, das ihn so schwer belastete, als er die Freischützen erschießen ließ. Hiervon könne er sich nur freimachen, indem er sich beständig als ein Opfer der oberen Klassen betrachte. Das erkünstelte Gewissen bestehe wiederum in a) der Macht der Gewohnheit, b) in den Edikten der Gesellschaft. Die Macht der Gewohnheit ruhte so schwer auf Herrn von Bleichroden, daß er bisweilen, meistens bei seinen Vormittagspaziergängen, auf den Gedanken kam, seinen Dienst im geologischen Institut vernachlässigt zu haben, und in solchen Fällen wurde er unglücklich, unruhig, und fühlte sich wie ein Knabe, der die Schule geschwänzt hatte. Und er machte unglaubliche Anstrengungen, um sein Gewissen damit zu entschuldigen, daß er ja seinen Abschied gefällig genommen und erhalten hatte. Aber da tauchte das Amtszimmer auf; die Kameraden, die einander bewachten, um bei den anderen ein Versehen zu entdecken, das für ihre eigene Beförderung dienlich sein könnte; die Borgesetzten, die athemlos auf Orden und Ernennungen warteten; und ihm war, als ob er geflohen sei. Ein ander Mal wieder konnte er von dem Gewissen heimgesucht werden, welches auf Befehl der Gesellschaft dem Menschen auferlegt wird. Das erste Gebot: Die Liebe zu König und Vaterland konnte er schwer erfüllen. Der König hatte dieses Vaterland in das Gland eines Krieges gestürzt, um einem Verwandten ein neues Vaterland zu schaffen, das heißt, ihn aus einem Preußen zu einem Spanier zu machen. Hatte also der König sein Vaterland geliebt? England wurde von einer Hannoveranerin regiert, Rußland von einem deutschen Kaiser, und hat jetzt eine dänische Kaiserin; Deutschland hatte eine englische Königin, Frankreich eine spanische Kaiserin, Schweden einen französischen König und eine deutsche Königin. Wenn man, nach so hohen Vorbildern, die Nationalität wechselt, wie man ungefähr einen Rock tauscht, müsse der Kosmopolitismus, meinte Herr von Bleichroden, eine glänzende Zukunft vor sich haben. Aber die Verordnungen der hohen Obrigkeit, die im Kampfe mit ihrer Praxis stehen, quälten ihn. Er liebte sein Land, wie die Rabe den Ofen, aber er liebte nicht das Land als Institution. Man bedarf aber der Nationen als Wehrpflichtige, als Steuerzahler, als Stütze des Thrones; denn ohne Nationen keine Fürstenthümer. Und deshalb jene so häufig wiederkehrenden Verbote gegen die Emigration.

Als Herr von Bleichroden zwei und ein halbes Jahr in der Schweiz gewesen war, erhielt er eines Tages den Ruf von Berlin, heimzukehren; denn Kriegsgerüchte waren im Umlauf. Diesmal handelte es sich um Preußen gegen Rußland, dasselbe Rußland, welches vor drei Jahren Preußen seine „moralische“ Unterstützung gegen Frankreich geliehen hatte. Herr von Bleichroden hielt es nicht für gewissenhaft, nun gegen seine Freunde zu marschieren, und da er bestimmt wußte, daß die beiden Nationen einander nicht übel wollten, fragte er seine Frau um Rath, wie er sich in dem neuen Dilemma zurecht finden sollte; denn er wußte aus Erfahrung, daß das Gewissen der Frau sich mehr dem Naturgesetz nähert, als das des Mannes. Die Gattin antwortete nach reiflicher Ueberlegung:

„Deutsch sein ist bekanntlich mehr als Preußensein, darum wurde der deutsche Bund gebildet; Europäer sein ist daher mehr als deutsch sein; Mensch sein aber ist mehr als Europäer. Du kannst die Nation nicht vertauschen; denn alle „Nationen“ sind Feinde, und man geht nicht über zum Feinde, außer wenn man Monarch ist, wie Bernadotte oder General-Feldmarschall wie Graf Koltke. Es bleibt Dir nur übrig, Dich zu naturalisieren. Laß uns Schweizer werden! Die Schweiz ist keine Nation!“

Herr von Bleichroden sah die Frage so glücklich und einfach gelöst, daß er sich sogleich zu unterrichten suchte, wie er naturalisirt werden konnte. Man möge sich seine Ueberraschung und Freude denken, als er erfuhr, daß er bereits alle Bedingungen erfüllt hatte, um sofort Schweizer Bürger zu werden (in diesem Lande giebt es nämlich keine Unterthanen), da er zwei Jahre im Lande gewohnt hatte.

Herr von Bleichroden ist nunmehr naturalisirt, aber, obwohl er als solcher sehr glücklich ist, liegt er dennoch, zwar sehr selten, mit seinem Gewissen in Fehde.

## Das Bodenmonopol als Basis des Kapitalmonopols.

(Schluß.)

Unsere sozialen Beziehungen sind so kompliziert, daß man zum besseren Verständniß zu schematischen Vereinfachungen greifen muß. Das ist eine Methode, die auch in anderen Wissenschaften, als der National-Ökonomie nöthig und üblich ist. Natürlich deckt sich eine solche Vereinfachung niemals ganz mit der Wirklichkeit. Aber wir müssen doch einigermaßen kontrolliren, ob sie wenigstens in den Hauptjahren zutreffend ist.<sup>1)</sup> Wenn heutzutage jemand ein großes Kapital z. B. ererbt, so wird er es, wenn er anders ein vorsichtiger Mann ist, sicher fast ganz in Hypotheken oder ähnliche „Sicherheiten“ anlegen. Die Staatschulden sind jetzt größtentheils als Hypotheken auf Domänen und Eisenbahnen anzusehen. Pfandbriefe sind gleichfalls Bodenvorthe, dgl. Bergwerksprioritäten u. A. Die industriellen Papiere, soweit sie nicht gleichfalls durch Grund und Boden sichergestellt sind, gelten allgemein und mit Recht als eine minderwertige Anlage. Der allergrößte Theil des sogenannten beweglichen Kapitals besteht in solchen Hypotheken im weiteren Sinne des Wortes. Diese und nur diese machen es möglich, ganze Bergwerke, Stadtviertel u. s. w. sozusagen in der Tasche zu tragen und sichern dem glücklichen Inhaber eine absolut sichere, gänzlich entgeltlose Anweisung der Früchte fremder Arbeit.<sup>2)</sup>

So lange letzteres möglich ist, wird natürlich unser Mann nur dann Unternehmer werden, wenn er eben mehr profitieren will, als ihm der Hypothekenzinssfuß einbringen würde. Und wenn er bedenkt, daß es sicherer ist, Hypothekenzinsen zu beziehen, als sich in Unternehmungen einzulassen, von denen doch ein erheblicher Prozentjah fallirt, so wird er, falls er dennoch Unternehmer wird, auch noch eine Risikoprämie zu erbeuten suchen.

Der Arbeiter ist machtlos, weil er gar nichts besitzt. Sehr viele Unternehmer sind nun a. herdem, d. h. außer ihrer Eigenschaft als Unternehmer auch noch eigentliche Grundbesitzer (namentlich städtischen Bodens) und Hypothekengläubiger; sodas sie das Ende eines Streikes mit Seelenruhe abwarten können.

Ob eine Verstaatlichung des Bodens unter den gegenwärtigen Verhältnissen viel fruchten würde, kann billig bezweifelt werden. So lange der Staat ein Klassenstaat und nicht die demokratische Vertretung des ganzen souveränen Volks ist, würde die ihm etwa zufallende ungeheure Bodenrente allerdings vielleicht nicht zum Volkwohl verwerthet, also etwa nach Abzug der für die öffentlichen Angelegenheiten nöthigen Beträge zu gleichen Theilen an jedermann vertheilt

werden, sondern z. B. zur noch weiteren Verärgerung des Militarismus dienen. Das gleiche gilt aber auch von einer etwaigen Verstaatlichung aller Produktionsmittel. Also sind es offenbar in erster Linie die politischen Formen, welche sowohl einer bloßen Bodenverstaatlichung als auch der Erfüllung weitergehender Forderungen im Wege sind.

Diese Erwägung beweist, wie ich glaube, daß die eigentlichen politischen Forderungen die allerwichtigsten und dringendsten sind. Das gilt um so mehr, je weiter ein Staatsgebilde von einer reinen Demokratie entfernt ist. Gesezt aber den Fall, das politische Ziel wäre erreicht, so wäre die Bodenverstaatlichung naturgemäß der erste, wichtigste und am leichtesten durchzuführende Schritt.<sup>1)</sup>

Das wird auch z. B. von Conrad Schmidt („Soziale Frage und Bodenverstaatlichung“) zugegeben. Die große Frage, ob nach einer bloßen Bodenverstaatlichung der arbeitslose Erwerb überhaupt aufhören würde, ist zunächst einmal eine rein akademische Frage. Das Problem ist sicherlich gar sehr verwickelt. Wie der Erfinder auf das Funktioniren einer ganz neuen Maschine zwar voraus aus den ihm bekannten Naturgesetzen Schlüsse machen kann, ganz sicher aber nur dann ist, wenn er die Sache probirt hat — ebenso könnte jenes Problem ganz einwandfrei nur durch den Versuch gelöst werden. Denn bei der großen Komplizirtheit des Gegenstandes lassen sich unmöglich alle Umstände voraus berechnen. Sicher ist, daß der Zins dann, aber auch nur dann verschwinden würde, wenn der Unternehmerprofit in Wegfall käme.

Conrad Schmidt führt in der erwähnten Schrift auf Pag. 23 folgende Ueberlegung an:

„Ich sagte, nur wenn der Profit sinke, könne auch der Zins fallen. Wann aber sinkt der Profit? In erster Reihe dann, wenn die kaufkräftige Nachfrage hinter dem von den Kapitalisten produzierten und selbgebotenen Waarenwerth zurückbleibt u. s. w.“

Darauf gründet sich ein wesentlicher Theil seiner Polemik gegen Fürlicheim. Ich meine, man könnte ihm einwenden, daß der Profit und damit der Zins auch auf eine andere Weise zum Fallen oder Verschwinden gebracht werden könnte; nämlich dadurch, daß in Folge einer Verschiebung der ökonomischen Machtverhältnisse zwischen Arbeitern und Unternehmern ersteren die Möglichkeit gegeben wäre, ihren Lohn bis zur Höhe des Wertes ihrer Arbeit zu treiben.

Zu Gunsten dieser Ansicht könnte man folgendes heranziehen. Erstens wäre der Arbeiter nicht bezöge wie jetzt, sondern er bezöge einen Theil der Grundrente — wenn wir eine gleichmäßige Vertheilung derselben voraussetzen, abgesehen davon, daß er keine Steuern zu zahlen haben würde. Zweitens aber — und das ist ein gewichtiger Punkt, mäßig der Unternehmer für Benutzung des Grund und Bodens, auf dem seine Fabrik steht, seine Pacht zahlen, gleichviel ob nun gearbeitet wird oder nicht. Beide Gründe wirken vielleicht zusammen dahin, daß im Falle eines Streikes die Arbeiter länger warten könnten, als die Unternehmer, im Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen.<sup>3)</sup> Dann aber würden die Unternehmer es offenbar nicht mehr zum Streit kommen lassen. Andererseits könnte man einwenden, daß es die vereinigten, maschinenbesitzenden Bodenspächter doch vielleicht fertig brächten, durch Unternehmerkoalitionen einen Extraprofit zu machen. Oder es könnten die Arbeiter und Unternehmer einer Branche die Preise ihrer Produkte willkürlich in die Höhe treiben und die anderen Branchen somit schädigen. Ich bin also im Ganzen der Ansicht, daß die Bodenverstaatlichung im demokratischen Staate allein noch nicht im Stande wäre, alle Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit zu erfüllen. Aber ich glaube, daß sie ein Hauptmittel ist, in den sozialistischen Staat hineinzuwachsen. Einer unmittelbaren Bergesellschaftung dazu besonders geeigneter Industrien, stände selbstverständlich nichts im Wege.

Die politischen Formen und die Grund- und Bodenvertheilung sind wohl in allen sozialen Kämpfen der Volksgeschichte eine Hauptsache gewesen.<sup>4)</sup>

Bekannt ist der Ausspruch Plinius', Latifunda perdidere Italiam. „Der Großgrundbesitz richtet Italien zu

<sup>1)</sup> Absolut unrichtig. Leicht, nicht „verstaatlicht“, sondern „vergesellschaftlicht“ können nur große industrielle Unternehmen und Latifundien werden; der Kleinbesitz in der Industrie und an Grund und Boden ist unmöglich zu fassen, den wird man müssen von selbst abgeben lassen; die Leute werden dann schon selber kommen. Da kommen außer den leicht einzusehenden ökonomischen doch auch politische Gründe in Betracht. Wenn das Proletariat die Macht in Händen hat, so wird es sich doch nicht nutzlos die bittere Feindschaft aller dieser kleinen Besitzer zuziehen! Und die Sache wird doch auch nicht so einfach erledigt, daß beschlossen wird, von morgen an zu produziren wir sozialistisch! Zunächst wird man die Trübsal in die Hand nehmen und wird an sie die übrige Großindustrie sich angeschlossen lassen; und die Latifundien, an welche man die übrigen großen Besitzungen angliedert, um sie dem Betrieb einzuverleiben. Dadurch werden bloß einige wenige Geldprogen gekürzt, denen eben der Geldsack weggenommen wird, und der Born dieser paar Pence kann uns nichts schaden, er ist ohnmächtig. Aber der Kleinbesitz repräsentirt doch immer noch eine bedeutende Zahl Menschen, ganz abgesehen von der ökonomischen Unmöglichkeit, die Zwergwirtschaften in die sozialistische Produktion einzugliedern.

<sup>2)</sup> Das steht doch eben schon voraus, daß die Arbeiter den Boden „verstaatlicht“ hätten. Wenn sie aber das können, so können sie den industriellen Unternehmer gleichfalls beim Kragen nehmen. Weshalb also so viel Federlesens? Erster Punkt: die Arbeiter nehmen sich die politische Macht. Zweiter Punkt: dann nehmen sie alle Produktionsmittel. Damit ist die Sache gut. Weshalb soll man versuchen, den Industriellen von hinten zu kriegen?

<sup>3)</sup> Weil es damals noch keine Großindustrie gegeben hat. Aber weil es die jetzt giebt, so bläst eben die gegenwärtige soziale Revolution aus diesem Loch der geschichtlichen Fäden.

Grunde.“ Die Ursachen der französischen Revolution lagen außer in den politischen Formen, vornehmlich in der Vertheilung des französischen Bodens, von dem etwa  $\frac{2}{3}$  dem Adel und der Geistlichkeit gehörten. Was die Zehnten und Feudallasten damals waren, das ist heute der Zins der Hypotheken, Staatsschulden u. s. w. und der Profit der Groß-Industriellen, Aktiengesellschaften u. s. w. Freilich muß der Privatbesitz der Produktionsmittel aus den sozialen Gebilden der Zukunft verschwinden; aber zuerst der private Besitzanspruch auf den Boden, denn dieser ist eine ebenso notwendige Vorbedingung nicht nur der Produktion, sondern des bloßen Lebens, wie Wasser, Luft und Licht. Wie Karl Marx sagt: Das Monopol des Grundeigentums ist sogar Basis des Kapitalmonopols.<sup>1)</sup>

## Die Ausbeutungsrate.

In amerikanischen Blättern finden wir folgende zwei Artikel, welche in sehr lehrreicher Weise die Höhe der Ausbeutungsrate des Arbeiters ausrechnen.

Der 1890er Census der Ver. Staaten besagt, daß der Geschäfts-Profit der industriellen Unternehmer in diesem Lande jährlich 36 Prozent ihres Anlagekapitals beträgt. Dieses Resultat ergibt sich, wenn man die Kosten des Rohmaterials und die Summe der gezahlten Arbeitslöhne von dem Werth des verarbeiteten Produktes abzieht, und die so gewonnene Summe des Gewinnes mit dem Anlagekapital verrechnet.

Das sei falsch — hat man uns stets entgegen gehalten. Der damalige Census-Superintendent Walker selbst erklärte, diese Basis für die Berechnung des Profites sei nicht brauchbar, indem nicht angegeben sei, wieviel der Unternehmer für Rente, Zinsen, Versicherung, Abnutzung, für seine persönlichen Leistungen, für Verluste u. s. w. in Abzug zu bringen habe. Zur Sache selbst thut dieser Einwand sehr wenig. Mit Ausnahme des Postens für Abnutzung, Versicherung und Verluste haben diese Einwürfe nichts zu sagen. Es ist ganz gleichgültig, ob ein Fabrikant Rente bezahlt, oder selbst Hausbesitzer ist u. s. w., in dem einen wie dem andern Fall bleibt die Rente kapitalistische Ausbeutung der Arbeit. Aber selbst wenn man, wie es Wright in seinem Rasse-Sufter-Berichten gethan, für alle diese Ausgaben sieben bis elf Prozent aus der Summe der Löhne schlug, so blieb doch immer eine Verzinsung des Anlagekapitals von nahezu 30 pCt. übrig.

Die kapitalistischen Unternehmer haben übrigens die Güte, hier und da den Beweis der Wahrheit dafür selbst zu liefern. Ein solches Beispiel liegt uns jetzt vor in dem Prospektus der soeben gegründeten „John B. Steffon Company“. Das Geschäft des Bekannten, oder auch verachteten Hutmachers Steffon an der 4. Str. und Montgomery Ave. in Philadelphia wird nämlich zur Zeit „vergründet“ — in eine Aktiengesellschaft verwandelt. Der erwähnte Prospektus ladet zu Subscriptionsen für das auf 2700000 Doll. bestehende Aktienkapital ein. Um diesen Preis ist nämlich, wie das Schriftstück sagt, das Geschäft des seitherigen Inhabers abgekauft worden. Nun weis man ja, wie es bei solchen Gründungen zugehen pflegt. Der bisherige Besitzer macht dabei einen gehörigen Schnitt, die Finanziers und Agenten, welche das Geschäft vermitteln, thun es gleichfalls nicht unmont. Der Rest wird nicht angerechnet zu seinen tatsächlichen Kosten, sondern ein „idealer“ Werth „kapitalisirt“. In der That betont der Prospekt auch den großen Werth der Handelsmarke und des „guten Willens“ der Firma, welche „eine sichere Basis des Einkommens“ bilden. Nimmt man also an, daß der reelle Werth des Establishments zwei Millionen Dollars betrage, so hat man wahrscheinlich eher zu hoch als zu niedrig gegriffen.

Und nun, wie steht es mit dem Profit? Der Prospektus enthält den Bericht der beiden Abschäfer Barrow Wade, Gurbit & Co. in New-York und besagt: „Wir haben die Bücher und Rechnungen von John B. Steffon & Co., Ausfabrikanten in Philadelphia, für die letzten vier Jahre genau untersucht und finden, daß nach Abzug aller schlechten Auswände, voller Berechnung für Reparaturen, Erhaltung der Anlagen, Verbesserung der Gebäude und allen sonstigen Ausgaben, die Reinprofite für die vier letzten Jahre 1159292.74, oder jährlich durchschnittlich 289823.18 Doll. betragen haben. Der Reinprofit für das letzte Jahr, bis zum 1. Dezember 1890, beträgt 332624.49 Doll.“ — Es wird dann weiter ausgerechnet, daß der Durchschnittsprofit der letzten vier Jahre der 8prozentigen Verzinsung von anderthalb Millionen bevorzugten und 14prozentigen von 1200000 Doll. gewöhnlichen Aktien entsprechen.

Hier haben wir also die Rebenkosten in reichlicher Weise abgerechnet und es blieb noch ein Reinprofit von einer Drittelmillion auf höchstens zwei Millionen Anlagekapital übrig. Das wäre ein absolut sicherer Gewinn von 16 bis 17 Prozent des Anlagekapitals per Jahr — sicherlich ein glänzender Profit.

Wie ist derselbe entstanden? Wir wissen nicht genau, wie viel „Hände“ in Steffon's Fabrik thätig sind; es mögen ungefähr 500 bis 600 sein. Nehmen wir zur Vorsicht 664 an. Dann ergibt sich, daß Steffon an jedem Arbeiter einen Jahresprofit von fünfshundert Dollars macht. Ein großer Theil der Arbeiterschaft dieser Fabrik besteht aus Jungen und Mädchen, welche bedeutend weniger als diese Summe an Lohn erhält. Der Census von 1880 wies nach, daß der Unternehmer jedesmal 1.07 Doll. einsetzte, so oft er dem Arbeiter 1.00 Doll. gab.

Der zweite Artikel stellt eine ähnliche Berechnung für die Handelsgärtnerei auf.

— Vorauszubemerkend ist, daß alle diese Angaben sich auf die Gesamtheit der einschlägigen Establishments des ganzen Landes beziehen, mit Zugrundelegung des für das Jahr 1889/90 festgestellten Sachverhalts. Von den gezählten 4659 Establishments sind 2795, also nahezu genau 60 Prozent, erst in den letzten zwanzig Jahren entstanden.

Was die Größe des Anlagekapitals betrifft, so erhalten wir durch das vorliegende Bulletin diesbezüglich nicht eine völlig umfassende Information. Es wird bloß mitgeteilt, daß der Werth der Einrichtungen, einschließlich des benutzten Areal, auf 883557.2 Doll. geschätzt wurde, wozu noch für Werkzeuge und Apparate die Summe von 1587694 Doll. hinzukommt. Das gäbe insoweit circa 40 Millionen Dollars für die in dieser Industrie hauptsächlich in Betracht kommenden Kapitalbestände. In Erwägung des Umstandes, daß hier der Verkauf der Produkte in den weitaus meisten Fällen nur gegen „C. D. D.“ — sofortige Zahlung — oder doch jedenfalls auf kurze Zahlungsfristen erfolgt, dürfte es hinreichend sein, das restierende Kapital-

<sup>1)</sup> Das ist natürlich nicht im Sinne der Bodenreformer gemeint. Dadurch, daß der Grundbesitz zum Privatbesitz gemacht wurde, wurden die Arbeiter von ihrer Scholle und in die Fesseln getrieben und dem Kapitalismus die ausbeutende Masse geliefert. Wenn der Boden nicht Privatbesitz geworden wäre, hätte sich also der Kapitalismus nicht entwickeln können. Damit ist aber doch offenbar durchaus nicht gesagt, daß die Vernichtung des Kapitalismus so geschehen muß, daß man den Boden wieder einer Eigenschaft als Privatbesitz entleidet. Das wäre freilich nicht symmetrisch, auch die Geschichte ist leider nicht so schön betrieblend.

<sup>1)</sup> Die erzählte Robinsonade ist keine Vereinfachung, sondern eine ganz beliebige Konstruktion; und so kann denn aus ihr der Verfasser, wie sich gezeigt hat, zu Schlüssen kommen, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen.

Die Idee, die Arbeiter durch den Besitz eines Stückes Land widerstandsfähiger gegen das Kapital zu machen, ist geradezu grotesk, wenn man sieht, daß unsere lieben Jünger den „Ferien Land“ augenblicklich dazu benutzen wollen, um die Arbeiter gerade mehr auszufrachten zu können. Außerdem können noch tausend andere Gründe dagegen in Betracht; namentlich der, daß dann die Industrie doch dezentralisirt werden müßte, denn der Arbeiter kann sich doch nicht eine Equipage halten, um ein paar Stunden weit von seinem Landhü in die Fabrik zu fahren. Fraglich ist außerdem, ob in besonderen hochentwickelten Industrieländern der nöthige Boden vorhanden wäre.

<sup>2)</sup> Absolut sicher, wie schon angedeutet, nur in Zeiten steigender Grundrente.

Element, welches zu den laufenden Auslagen für Produktionskosten verwendet wird, auf etwa 1000 Doll. im Durchschnitt per Etablissement anzunehmen. Damit erhalten wir als Total des angelegten Kapitals die Summe von etwa 45 Millionen Dollars. — Werth der Produkte: Verkauf a) von Pflanzen 12036478 Doll., b) von abgetrennten Blumen 14 175 328 Doll. Total somit 26 211 806 Doll.

Kosten und zwar für Heizung 1 160 155 Doll.; für Annoncen, ohne Zweifel den Druck von Katalogen und Preislisten einschließend, 1 161 168 Doll.; für Porto zur Verschickung der Kataloge 767 438 Doll.; Frachtzahlung 584 222 Doll.; Expresgebühren 554 391 Doll. Bringen wir für die sonstigen Geschäftsauslagen, in Bezug auf welche die Untersuchung keine Angabe liefert, den Betrag von 5 Prozent des Werthes der Produkte gleich 1 310 590 Doll. in Ansat, so ist dies sicher nicht zu niedrig gegriffen, und es stellt sich danach das Total der Produktionskosten, mit Ausnahme der direkten Arbeitslohn- oder Pöbne, auf 5 487 962 Doll.

Pöbne: An 16 847 männliche Arbeiter 7 954 827 Doll.; an 1958 Frauen 528 830 Doll. Total 8 483 657 Doll.

Wenn wir nun die zuerst aufgeführte Gruppe der Produktionskosten mit 5 487 962 Doll. und den Gesamtbetrag der ausgezahlten Pöbne mit 8 483 657 Doll. in Abzug bringen vom Werth der Produkte, der sich auf 26 211 806 Doll. bezieht, dann finden wir als Ausbeutungsresultate die Summe von 12 240 187 Doll. Da dieser Ausbeutungs-Reservebetrag nicht den unmittelbaren Unternehmern als solchen allein zugefallen ist, sondern sich vertheilt zwischen Boden- und Hausbesitzer, Kapitalbesitzer und Unternehmer, das ist vom Standpunkt des Arbeiters für die Beurtheilung der Sache vollkommen gleichgültig. Es handelt sich hier bloß um das Verhältnis der Ausbeutungsrentabilität im Ganzen zur Gesamtgröße des Arbeitslohns, und dieses Verhältnis ergibt sich aus den mitgetheilten Anhaltspunkten wie folgt:

Ausbeutungsrate: 59,06 Prozent.

Lohnrate: 40,94 Prozent.

Mit anderen Worten: Von je 100 Cents Netto-Werth des Produkts erhält der Arbeiter als Lohn nicht ganz 41 und der Kapitalist als Mehrerwerb der zur Herstellung des Produkts geleisteten Arbeit etwas über 59 Cents.

Deffnungsgeschicht, wenn man der Darstellungsweise des Zensusamts ohne weiteres Glauben glauben wollte, dann müßte man annehmen, daß die Arbeiter der Handelsgärtnerlei doch ziemlich anständige Pöbne beziehen. Das Bulletin betont nämlich mit leicht merklücher Absicht, daß in jedem Etablissement von einiger Bedeutung ein Mann oder mehrere als Bormänner oder Experten fungiren, welche 15–20 Dollars pro Woche und in manchen Fällen noch höhere Beträge als Lohn beziehen. Nun, wenn dies so ist, wie nicht zu bezweifeln, dann folgt daraus, daß für die Mehrzahl der Angestellten, welche nicht eine solche bevorzugte Position einnehmen, der Durchschnittslohn sich auf einem noch um so viel tieferen Niveau bewegt, als es nach einer auf Zusammenfassung aller Lohnauszahlungen basirten Durchschnittsberechnung der Fall zu sein scheint. Mit Einschluß der besserfahrenden „Bormänner und Experten“ nämlich ergibt sich als Durchschnittslohn:

Für die männlichen Arbeiter 1,51 Doll.

Für die weiblichen 0,90 Doll., per Tag, je bei Vertheilung des Jahreslohns auf 312 Arbeitstage.

Was im Weiteren die Rate der Verzinsung des angelegten Kapitals betrifft, die der festgesetzte Ausbeutertrag repräsentirt, so wollen wir nicht viel Gewicht darauf legen, daß diese Quote 27 Prozent übersteigt (dieselbe beträgt, genauer angegeben, 27,20 Prozent). In diesem Geschäftszweig ist noch Kleinbetrieb vorherrschend, indem auf das einzelne Etablissement im Durchschnitt nur ungefähr 10 000 Doll. Kapital entfällt. Das gäbe also für die verschiedenen Formen der Mehrerwerbsaneignung — Zins, Rente und Unternehmergewinn — zusammen das nach kapitalistischem Maßstab sehr beachtliche Ausbeutungsresultat von 2700 Dollars per Etablissement und Jahr, und es ist anzunehmen, daß davon noch ein Theil, der sich nach dem vorliegenden Material nicht bestimmen läßt, als Äquivalent für eigene Arbeit der Unternehmer abzurechnen wäre. Aber, das ist eben bei dieser Gelegenheit in Erinnerung zu bringen: die rechtsumfassende und machterobernde Wirksamkeit des kapitalistischen Ausbeutungsprozesses hängt durchaus nicht vorwiegend ab von der Höhe der Rate, in der das Ergebnis zum Werth des Produkts und zur Größe des verwendeten Kapitals steht; im Gegentheil, dieser Prozentsatz vermindert sich fortwährend mit Zunahme der Kapitalanhäufung und gerade durch die aus letzterem Vorgange resultirende Steigerung der Konkurrenz zwischen den Kapitalisten unter sich. Das Großkapital schlägt und verpeist seine Wettbewerbs-Rivalen, trotz der abnehmend niedrigen Ausbeutungs- und Zinsrate, mit der Ersteres operirt — schlägt und verpeist sie einfach kraft des Uebergewichts der Masse des Kapitals, mit der die Prozentsätze des Gewinns sich multiplizieren. Und die Doppel-Misere des Kleinbetriebs von Erwerbsunternehmungen besteht eben darin, daß hier mit einem im Verhältnis zur Produktlieferung an den Konsumenten und Lohnzahlung an den Produzenten so hervorragend großen Prozentsatz der Ausbeutung ein vergleichsweise so erbärmlich geringes Ausbeutungsresultat erzielt wird, wie dies in Vorstehendem am Beispiele der Handelsgärtnerlei gezeigt worden ist. Kurz: das Kleinergewerbe ist ein Ausfall geworden, für das Interesse nicht bloß der Arbeiter, sondern auch des Publikums und insbesondere der Kleinergewerbetreibenden selbst. Aber „Unertater“ Kapitalismus ist ja „busy“, damit aufzuräumen und zugleich sein eigenes Vorgehens vorzubereiten.

## Aus der Kunstausstellung.

So lange ein Elend existirt, und so lange es eine entwickeltere Kunst giebt, ist das Elend auch Gegenstand der künstlerischen Behandlung gewesen. Durch das starke Interesse, welches die naturalistische Litteratur gegenwärtig erweckt, wird man oft darin irre geführt, daß man meint, erst in den letzten Zeiten habe der Künstler auch das Proletariat darstellen gelernt.

Aber es besteht dennoch ein großer Unterschied zwischen der Art, wie die alte Kunst das Elend darstellt, und der neuen Manier.

Das Proletariat ist mit den verschiedensten Augen angesehen. Die Volksklasse, die im Mittelalter etwa unserem Proletariat entsprechen würde, wird von Künstlern und Schriftstellern stets mit humoristischen Farben gemalt; da wird das Plumpe, Ungeflachte, Unfeine in Wegerfag zu dem gebildeten Wesen der höheren Stände gesetzt; mag man die paar Stüde aus der Winnezeit in die Hand nehmen, die von den Bauern handeln, oder die Menge von Material aus der städtischen Dichtung, oder die Stüde der Kupferstecher, welche Genreszenen aus dem zeitgenössischen Leben darstellen — überall tritt uns das Bestreben entgegen, die niederen Volksklassen in humoristisch wirkender Rohheit darzustellen; während in Wirklichkeit die Andern ebenso roh waren.

In der Renaissancezeit versucht man dem Leben des Volkes pittoreske und romantische Seiten abzugewinnen; man erinnert sich nur an die reichhaltige spanische Strochpoeie, welche überall Nachahmung gefunden hat, an die phantastisch zerlumpten Bauern- und Bettlerfiguren Rembrandts u. s. f.

Später beginnt man das Volk sentimental zu betrachten; man weint eine Thräne über seine Leiden und als Stützpunkt der Entwicklung schreibt Sue seine Romane und spult noch jetzt „der Bettler und sein Kind“ und ähnliche Gemälde in den Ausstellungen herum.

Anderer Klassen waren schon längst naturwahr dargestellt oder höchstens insofern idealisirt, daß lediglich ihre Eigenschaften und Vorzüge erhöht waren; nur das Proletariat war immer durch die verschiedensten Brillen angesehen.

Das Proletariat, wie es wirklich ist, tritt erst in der Kunst auf, wo es selbständig politisch auftritt. Die ersten wahrhaftigen Typen aus dem Volk haben in der Litteratur die Honcourts in „Germinie Lacerteux“ und Flaubert in seiner herrlichen Novelle „Ein schlechtes Herz“ — zwei Dienstmädchen; auf sie folgt dann Zola, an den sich die ganze moderne Richtung anschließt; in Rußland ist es die gleichaltrige Generation, welche zu demselben Resultat kommt. Als Maler ist wohl Millet der erste, welcher wirkliche Volksgestalten dargestellt hat.

Ueber die Entwicklung des neuen Stoffgebietes in der Litteratur haben wir schon öfters berichtet. Jetzt nur einige Worte über die Art, wie dieselbe Sache in der Malerei aussieht.

Im Vergleich zu der Bedeutung der Stoffe aus dem Proletariat in der Litteratur ist es wenig, was wir hier finden. Das zeigt wieder einmal ein Gang durch die gegenwärtige internationale Kunstausstellung in Berlin.

Unter den wenigen Bildern, die hier in Betracht kommen, zählen freilich drei Meistwerke: zwei spanische und ein belgisches Bild.

Das eine der Bilder von einem spanischen Künstler, eine verhältnismäßig kleine Leinwand von etwa  $1/3:1/4$  m, stellt ein kleines Mädchen von vielleicht 9 Jahren dar, welches vor einer Tapetendruckmaschine steht und arbeitet. Das Kind hat jenen müden, abgestumpften, gleichgültigen Gesichtsausdruck, welchen diese mechanische Arbeit hervorruft; gleichmüthig fährt sie mit der rechten Hand hin und zurück; man sieht der Bewegung an, wie müde sie geschwieht, wie der Arm schon von der Monotonie und der langen Dauer erschläft ist; die kleine Gestalt steht da, daß man sieht, wie Rücken und Kopf schmerzen von dem langen Stehen; der ungeschickte, grobe Rod ist ohne jeden weiblichen Schönheitsfün gebunden, der sich sonst doch schon bei den Kindern geltend macht; dieses Kind hat eben gar keine Gedanken und Gefühle mehr, es ist zur todtten Maschine geworden. — Die Farben sind stumpf und matt: graue Eisen- und Maschinentheile, der graue Rod, der in dem nebligen Licht verschwindende Hintergrund, aus dem noch die Gestalt eines Arbeiters hervortritt; und so trägt auch die Farbe mit bei zu jener niederdrückenden, dumpfen, apathischen Stimmung, welche schon das Gesicht und die Haltung der Kinder erweckt. Man sieht, der Mann, der das Bild gemalt hat, ist mit dem Herzen dabei gewesen; er hat es nicht nur als Künstler gemalt, sondern er hat auch seine Seele hineingelegt.

Von derselben Stimmung und von ähnlicher Farbengebung ist das Bild des Belgiers: Heimkehrende Bergleute. Ein grauer Himmel, schmutzig graue Landschaft, und ein Trupp Bergleute, welche von der Arbeit kommen. Der Gesichtsausdruck ist hier noch entsetzlicher, wie bei dem Kind; der hoffungslose Stumpfseinn und die Müdigkeit, die in diesen Gesichtern stehen, grenzen oft schon an die Karrikatur — aber sie tragen doch leider nur zu sehr den Stempel der Wahrhaftigkeit. Die Leute gehen in einem eigenthümlichen Schritt, bei dem sie weit ausstrecken und merkwürdig mit den Knien zusammenknicken. Die grauen Kleidungsstücke fallen plump vom Leibe nieder; die Hände folgen der Schwere; die Körper sind gekrümmt; und vor allem diese trostlosen, ausdruckslosen, stumpfen Gesichter! Auch hier wieder sieht man, daß diese Leute so ermattet sind, daß sie schon gar nicht mehr denken können, daß es ihnen nur dumpf im Kopf lastet. — Keiner spricht; die Augen stieren gedankenlos auf den Weg; und die einzige Abwechslung in der furchtbaren Monotonie ist ein Alter, der freierend die Hände unter einander in die Ärmel gesteckt hat, und auf dessen Gesicht noch die Empfindung der Kälte zu lesen ist.

In einem wunderbaren Gegensatz steht in dem dritten Bilde, das wieder von einem Spanier herrührt, die Stimmung der Farben und des Inhalts.

Es ist ein Spital; zu beiden Seiten die weißen, leuchtenden Betten, die hellen, hohen, kahlen Wände, der ganze große Raum hell und kahl. Mit besonderem Geschick ist die Perspektive so gewählt, daß die zweite Reihe der Betten fast verschwindet und man so ganz diesen Eindruck des luftigen, hohen Raumes bekommt.

Vor dem Bett einer Schwindsüchtigen steht ein Professor mit seinen Studenten, um ihnen den Fall zu erklären. Er hat das Kind — es ist vielleicht 17 Jahre alt — mit Gewalt aufgerichtet und auskultirt, indem er das Ohr an den Rücken legt und es von hinten her umfaßt und hält. Die Kranke ist schon so schwach, daß sie noch nicht einmal mehr ihre Arme in andere Lage bringen kann. Der Kopf ist auf die Brust gefallen, mit spitzer Nase, etwas geöffnetem Munde, halb geschlossenen Augen und eingefallenen, leicht gerötheten Wangen. Sie merkt fast nichts mehr von ihrer Umgebung. — Der Professor

macht ein geschäftsmäßiges Gesicht. Er ist ganz Dozent, zieht die Augenbrauen hoch und beobachtet das Schnarren und Rasseln in der Lunge, um nachher seinen Zuhörern die Sache wissenschaftlich auseinander zu setzen. Die Studenten sehen theils gespannt, theils gleichmüthig zu und haben theilweise einen ernsteren Ausdruck angehängt des Todes, dessen Nähe sie hier beobachten.

## Verschiedenes.

**Ueber Frauenarbeit in Frankreich.** Aus einer vom zweiten Vorsitzenden der französischen statistischen Gesellschaft besorgten Aufstellung, welche die Ergebnisse der landwirtschaftlichen Untersuchung vom Jahre 1882, sowie die amtlichen Erhebungen des Handelsministeriums zu Grunde liegen, gehen folgende Gesamtzahlen über die Frauenarbeit in Frankreich hervor. Auf 3 435 000 landwirtschaftliche Arbeiter kommen etwa 1 472 000 Frauen mit einem durchschnittlichen Tagesverdienst von etwas über 1 M.; auf 601 000 Pariser Arbeiter kommen 299 000 Frauen mit einem durchschnittlichen Tagesverdienst von 1,85 M.; in der gewerblichen Arbeit in den Departements sind 3 172 000 Arbeiter, davon 1 050 000 Frauen mit 1,14 M. täglichem Einkommen beschäftigt, und auf 1 132 000 Angestellte giebt es 327 000 Frauen mit 1,70 M. täglichem Gehalt. Im Dienstbotenstande sind die Frauen mit 1 267 000 von 1 950 000 und einem Lohn von 1,40 M. pro Tag im Durchschnitt in der Mehrzahl. Insgesamt kommen auf 10 853 000 arbeitende Personen 4 415 000 Frauen mit einem Jahreslohn von 2460 Millionen Franken. Dieser Betrag entspricht etwa 30 pCt. der Gesamtsumme an Löhnen und Gehältern, welche in Frankreich gezahlt wird, d. h. mit anderen Worten, die Frauen, das sind über 42 pCt. der arbeitenden Klasse, erhalten nur 30 pCt. des gesammten gezahlten Lohnes. Es bleibt zu bemerken, daß es nach der Volkszählung von 1886 in Frankreich unter Abrechnung der Personen, welche ausschließlich von Renten leben, 10 375 000 Männer und 4 888 846 Frauen gab, welche einen direkten Beruf ausübten.

Die Folgen der „nationalen“ Wirtschaftspolitik und der Grenzsperrere veranschaulicht die „Presse“ mit folgenden Daten:

Die Menge des auf dem Breslauer jährlichen Schlachthofe geschlachteten Viehs hat im Jahre 1890 gegen die Vorjahre einen erheblichen Rückgang erfahren. Berechnet man die Zunahme der Bevölkerung in Breslau auf durchschnittlich ca. 7000 Personen — dieses Verhältnis hat sich durch die Volkszählungen 1885 und 1890 ergeben, so steht dieser Vermehrung an Konsumenten folgende Verminderung von geschlachtetem Vieh entgegen. Es betrug die Zahl der auf dem städtischen Schlachthofe geschlachteten

	Rinder	Kalber	Hammel	Schweine
1888:	21 062	39 694	27 371	56 977
1889:	22 489	40 120	32 596	51 878
1890:	19 447	34 717	27 621	48 253

Demnach sind im Jahre 1890 im Vergleich zum Jahre 1889 weniger geschlachtet worden: 3042 Rinder, 5403 Kalber, 4975 Hammel und 3625 Schweine. Von letzteren stellte sich die Differenz gegen das Jahr 1888 sogar auf 8724! Diese amtlichen Ziffern lassen erkennen, welchen Einfluß die Grenzsperrere des Jahres 1890 in Verbindung mit den Viehdiebstahl auf den Fleischkonsum der Bevölkerung Breslaus ausgeübt hat.

**Die Bevölkerungsverschönerung in Preußen.** Nach den vom Königl. preuss. statistischen Bureau herausgegebenen „Vorkläufigen Ergebnissen der Volkszählung vom 1. Decbr. 1890“ hat innerhalb des letzten Jahrzehnts folgende Bevölkerungsverschönerung stattgefunden: Die Bevölkerung der 1263 Städte ist von 10 662 371 auf 11 783 427 gestiegen, oder jährlich im Durchschnitt 21,35 pro Mille. Bei den 37 152 Landgemeinden vermehrte sich die Volkszahl von 15 683 293 auf 16 154 486, oder um jährlich 5,94 pro Mille. Bei den 16 591 Gutsbezirken verminderte sie sich dagegen von 2 632 806 auf 2 019 389, oder um 1,82 pro Mille. Lägt man die 13 großen Gutsbezirke von mehr als 2000 Bewohnern außer Betracht, so stellt sich der Rückgang der Volkszahl noch viel höher. Auf die 16 578 Gutsbezirke von unter 2000 Einwohnern entfielen 1885 durchschnittlich 120,29; 1890 dagegen durchschnittlich nur 118,98 Bewohner. Die Abnahme der Bevölkerung dieser Gutsbezirke betrug während dieses Zeitraums jährlich 4346 Köpfe oder 2,19 pro Mille.

**Den Niedergang des Mittelstandes** charakterisirt nichts mehr als die stets wachsende Zahl der verlassenden Geschäfte. Das Jahr 1891 wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen und soweit überhaupt bis jetzt ein Schluß möglich ist, alle früheren Jahre übertreffen. Seit Beginn des laufenden Jahres bis März wurden im deutschen Reich 1927 Konturze eröffnet, gegen 1637 im ersten Quartal 1890, die Zunahme beträgt gegen das Vorjahr 18 pCt. Im März allein wurden dieses Jahr von den Gerichten des deutschen Reiches insgesamt 568 Konturze eröffnet gegen 558 im März 1890, 449 bzw. 413 in den gleichen Zeiträumen 1889 und 1888 und 466 im Märzdurchschnitt der Jahre 1880 bis 1890. Beendet wurden im März 448 Konturze, und schlossen nur 2 mit voller Befriedigung der Gläubiger, während 82 mangels einer den Kosten entsprechenden Masse eingestellt, 117 durch Zwangsvergleich und weitere 282 durch Schlußvertheilung aufgehoben wurden.

**Arbeitslohn in vier Welttheilen.** In Chicago erkämpfen sich die Zimmerer und Bauführer soeben einen Lohn von 11,20 M. für achttündige Arbeitszeit. In Australien 8–10 M. gleichfalls für 8 Stunden. In Japan erhalten Bauführer und Zimmerer 1,20–1,80 M. per Tag, Holzschneider 1,40–2,10, Tapetenbänder 0,90–1,60, Steinbauer 1,80–2,10, Großschmiede 0,90–1,50, Gärtner 0,80–1,50, Tagelöhner 0,60 bis 0,90. In Florenz erhalten Holzschneider, Zimmerer und Vergolder pro Tag 2,40–8 M.

**Budget eines amerikanischen Bergarbeiters** (nach dem „Coop. Francés“.)

Der Arbeiter ist ein eingewandertes Franzose, und hat eine Frau und zwei Kinder.

Mehl	144,— M.	Miethe	192,— M.
Speck	60,—	Kohlen	48,—
Fleischwaren	192,—	Petroleum	15,—
Butter	120,—	Kleidung	292,—
Schmalz	12,—	Arzt u. Apotheke	88,—
Kartoffeln	44,80	Reinigteiten	24,—
Gewürze	60,—	Betrag für die	
Milch	72,—	Gewerkschaft	24,—
Kaffee	57,60	Zeitungen	20,—
Zucker	48,—		
Summa der Ausgaben		1513 M.	40 Pf.
Einnahmen		1407	40

fehlt 106 M.  
Die Nahrung ist billiger und kräftiger, wie in Frankreich, aber Miethe, Kleidung, Möbel, Arzt und Apotheke sind bedeutend theurer. Die Arbeit dockt jeden Augenblick wegen Ueberfüllung des Marktes, sodass der Mann nur 270 Tage im Jahre beschäftigt ist. Die Kompagnie sitzt außerdem das Truidsystem, sodass ihm alles theurer und schlechter kommt, wie sonst. Im Allgemeinen möchte er lieber wieder nach Frankreich zurück, wenn er nur das Geld hätte.

Dem Organ der Gastwirthschaftsgehilfen entnehmen wir folgende Schilderung aus dem Leben der **Kellnerinnen**:

Unter dem bisherigen Namen „Neue Nachmuskel“, jetzt „Stadt- und Bauernschänke“ hat ein Herr Sch. in Berlin eine Kellnerinnenausbildungsanstalt eröffnet. Für ein Kostüm, welches die Mädchen dort tragen und das vielleicht einen Werth von 20—30 Mark hat, zahlt jede der daselbst angestellten Arbeiterinnen 1 Mark Leibgebühr täglich an Herrn Sch. In eigener Kleidung zu serviren ist „unförmlich“ und deshalb verboten, das Kostüm muß es sein, Herrn Sch.'s Geschäftsprinzip verlangt das. Außerdem scheint Herr Sch. auch in — geschäftlichen — Beziehungen mit dem in der Pincienstraße ein Stellenvermittlungsbüreau innehabenden H. Haase zu stehen, denn von jedem Mädchen, welches in der Nachmuskel engagirt wird, erlaubt sich dieser Herr 6 Mark einzulassen, selbst in dem Fall, daß Herr Haase irgend welche Nähe nicht hatte, d. h. wenn das Mädchen „unter der Hand“ engagirt wurde. Auch Strafen werden den Mädchen von Herrn Sch., dem „König“ der Nachmuskel, auferlegt. Beispielsweise drohte Herr Sch. vor Kurzem einer Kellnerin mit der Auflegung einer Strafe von 1 Mark, wenn sie sich mit ihrer Kollegin laut unterhalte. Wenn die Kellnerinnen die zum Kostüm gehörige Nähe nicht auf dem Kopfe tragen, kostet das 50 Pfennige Strafe. Was mit den Strafgebern wird, wissen wir nicht, nur sagte eine der dort servirenden Kellnerinnen, daß diese Strafgebelde dem Fonds der — „Berliner Kolonien“ überwiesen werden (?). Auf den zur Reklame dienenden, auf der Straße angeklebten Plakaten befindet sich ein „Gebicht“, in welchem u. A. folgende, alle in dem Lokal beschäftigten Kellnerinnen bezeichnende Strophen vorkommt, welche wiedergzugeben wir uns nicht verjagen können:

Zehn Damen, die in Holzspantinen  
Die Gäste ganz famos bedienen,  
Die eine geht als Ziegenbock,  
Ein Hammelfell dient ihr als Rock,  
Die andre ist durch ihre Ohren,  
Als Fiel kenntlich ausdortoren.  
Doch alle sind u. f. w.

Zu bedauern und zu bewundern ist es nur, daß sich, um diese Beschimpfungen zu erdulden, Damen finden, die zum Theil von Haus aus eine bessere Erziehung genossen haben, ferner aber wirkt das Befolgen von derartigen Lokalen ein eigenthümliches Licht auf diejenigen, welche daselbst, zum Theil täglich, verkehren, aber sie gehören ja der sogenannten besseren Gesellschaft an und deshalb ist es nicht anders von ihnen zu erwarten, leben wir doch in einer gestitteten Welt. In dem angeführten Gebicht heißt es ferner noch an anderer Stelle:

Wo man zehn feine Mädchen hat,  
Die in den schneidigen Kostümen,  
Die Gäste elektrisch schnell bedienen,  
Sie werden durch Maschinenkraft  
Geschleudert hin und her mit Macht,  
Ja das ist wahrlich eine Pracht —

und so geht es fort. Wofür werden aber diese Mädchen mit „Machinenkraft“ hin- und hergeschleudert? Bekommen sie etwa einen Lohn, von dem sie Kostüme, Strafen u. f. w. bezahlen können? Nein, sie sind auf die von den Gästen einzubehaltenden „Trinkgelder“ angewiesen, womit aber nicht etwa gesagt sein soll,

daß diese ausreichen, um die Bedürfnisse einer „Arbeiterin“ zu decken; vielmehr werden diese Damen indirekt der Prostitution und später, wenn das nicht mehr geht, dem Verbrechen in die Arme geführt.

— **Zur Steigerung des Bodenwerthes** in der Nähe Berlins liefert nach einem Bericht der „Potsdamer Zeitung“ die Entwicklung der Kolonie Grunewald einen sprechenden Beitrag. Ihre Billiggrundstücke, die an den Königssee, den Hertshause und den Hübtersee angrenzen, bilden nur einen kleinen Theil eines sehr umfangreichen Besitzthums von rund 6000 Morgen, welchen der Fürst im Jahre 1841 von der Frau v. Gerlach, geb. v. Beyme, erworben hat. Von dem großen Areal, zu welchem außer Steglitz und Schmargendorf noch Knieleben und Dahlem gehörten, wurden zunächst 3000 Morgen an die Oberförsterei Grunewald (Revier Steglitz) abgegeben, später wurden andere einzelne Theile für die Kolonisten in Schmargendorf durch Friedrich Wilhelm IV. bewilligt und schließlich wurde auch Knieleben verkauft und der Fichtenberg bei Steglitz parzellirt. Während der Fürst für das ganze Gebiet von 6000 Morgen rund 220 000 Thaler zahlte, trat er im Jahre 1889 rund 240 Hektar an eine Privatgesellschaft ab, die im Verhältnis für die einzelne Rutbe den 30fachen Preis gegen früher zu entrichten hatte und außerdem noch die Kosten der Herstellung des Ausführendammes bis zum Grunewald tragen mußte. Während nun die einzelnen Parzellen dort nach und nach einen Preis von 150 bis 180 Mark erreichten, wird jetzt die Rutbe der bevorzugteren Grundstücke schon mit 200 bis 300 Mark bewertet, was in den 50 Jahren von 1841 bis 1891 eine Werthsteigerung auf das 30fache bedeutet!

## Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie. Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Erschienen Heft 14:

# Die deutschen Buchdrucker in ihren Kämpfen gegen das Kapital.

Von **Walther May**-Leipzig.  
40 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Erschienen sind bis jetzt von der I. Serie:

- Heft 1: Ein sozialistischer Roman. Ein Rückblick. 2000—1887. Edward Bellamy. Preis 15 Pfennig.
- Heft 2: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung. Von Max Schippel. Preis 15 Pf.
- Heft 3: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Von Clara Zetkin-Paris. Preis 20 Pf.
- Heft 4: Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. Von Ossip Zetkin-Paris. Preis 20 Pf.
- Heft 5: Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung. Von Ossip Zetkin-Paris. Preis 20 Pf.
- Heft 6: Die Hausindustrie in Deutschland. Von Paul Kampffmeyer-Genf. Preis 15 Pf.
- Heft 7: Junfer und Bauer. Von Paul Kampffmeyer-Genf. Preis 15 Pf.
- Heft 8: Die wirtschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit und die Entwicklung der Sozialdemokratie. Von Max Schippel. Preis 15 Pf.
- Heft 9: Die Marx'sche Werththeorie. Von Paul Fischer. Preis 20 Pf.
- Heft 10: Die Sozialdemokratie und der deutsche Reichstag. Preis 15 Pf.
- Heft 11: Die soziale Frage auf dem Lande. I. Die Lage der ländlichen Lohnarbeiter in Preußen. Von Paul Kampffmeyer-Genf. II. Der Ruin des ländlichen Kleinbetriebes durch die landwirtschaftliche Großproduktion. Von \* \*. Preis 20 Pf.
- Heft 12: Internationale Arbeiterliga-Gesetzgebung. Von Paul Ernst-Berlin. Preis 15 Pf.

Von der II. Serie:

- Heft 1: Der Mythos von der Gründung des deutschen Reiches. Von Hans Müller-Moskau. Preis 15 Pf.
- Heft 2: Zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung in Deutschland. Von Gerhard Krause. Preis 15 Pf.
- Heft 3: Soziale Frage und Bodenverstaatlichung. Von Dr. Conrad Schmidt. Preis 15 Pf.
- Heft 4: Die deutschen Arbeiter und das Gewerbegerichts-Gesetz. Von Max Schippel. Preis 15 Pf.
- Heft 5 u. 6: Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland. Von Paul Kampffmeyer. Preis 25 Pf.
- Heft 7: Preussische Volksschulzustände. Von Hans Müller. Preis 20 Pf.
- Heft 8: Fort mit dem Dreiklassen-Wahlrecht in Preußen. Von Max Schippel. Preis 20 Pf.
- Heft 9: Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel. Von Hans Müller-Büding. Preis 15 Pf.
- Heft 10 u. 11: Das Ostende von London. Ein soziales Nachtbild. Von Paul Fischer-Berlin. Preis à Heft 15 Pf.
- Heft 12: Die Entwicklung der Gesellschaftsauffassung bis auf Karl Marx. Von Gerhard Krause. Preis 20 Pf.
- Heft 13: Die Arbeiterbewegung im Lichte der materialistischen Geschichtsauffassung. Von Gerhard Krause. Preis 20 Pf.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richtet man an die bekannten **Kolporteurs** oder an die

**Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“  
Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.**

**Kolporteurs** gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. **Hoher Rabatt.**

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle mein

## Bier-Lokal und Destillation.

Zimmer (50 Personen fassend) für Vereine, Zahlstellen u. ist für jeden Tag frei.

**Max Schayer, Reichenbergerstr. 54 (Ecke d. Lausitzerstr.)**

„Vorwärts“, „Volks-Tribüne“, „Wahre Jakob“, „Glücklicher“ liegen aus.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle mein

## Herren-Garderobe-Geschäft

verbunden mit großem Lager von in- und ausländischen Stoffen zu soliden Preisen.

**Franz Trunz, Belle-Alliance-Platz 6a.**

## Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsjachen, Bestellungen nach Maß,

empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

**J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.**

Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimmich, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

# Große öffentliche Volks-Versammlung

am Mittwoch, den 24. Juni 1891, Abends 8 Uhr, im „Foen-Palast“, Ecke Burg- u. Wolfgangstraße.

Tages-Ordnung:

1. Bericht der Stadtverordneten über ihre Thätigkeit und die bevorstehenden Stadtverordneten-Wahlen. Referenten: Stadtverordneten Stadthagen und Bogtherr.
2. Diskussion.
3. Wahl eines Zentral-Wahlkomitees.

Z. A.: **Otto Klein, Kottbusser Damm 14.**

Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß an diesem Tage **keine öffentliche Versammlung** stattfinden darf.

Achtung!

# Metallarbeiter!

Am Sonntag, den 21. Juni, Vormittags präzise 10 Uhr, findet im „Foen-Palast“ (Ecke Burg- und Wolfgangstraße) eine **grosse öffentliche Versammlung** aller in der Metallindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen statt. Dieselbe wird nach erfolgter Berichterstattung vom 3. deutschen Metallarbeiter-Kongress zu Frankfurt a. M. zu den Beschlüssen desselben Stellung nehmen.

Genossen empfehle mein Gutgeschäft. **Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrolmarken deutscher Gutmacher angenommen haben.** Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

# Adolph Kehr.

Restaurant zum „Zukunftstaat“  
**Adolph Scholtz,**  
Kassanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet).  
Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.

## Cigarren eigener Fabrik

von Heinr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143.  
Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

## Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

**Otto Klein**

Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 1b.

## Dr. Kuhlmeys Restaurant

Berlin C., Rosenstr. 30 (Ecke Neue Friedrichstr.)  
(Z. B.: Julius Wernau).

Empfehle allen Kollegen und Genossen mein

## Weiß- und Bairischbier-Lokal

Verkehrslokal der Maurer.

Arbeits-Nachweis der Steinbrüder und Lithographen und der Filzschuh-Arbeiter.

Zahlstelle der Arbeiter-Bildungsschule.

Die Administration der Familien-Bibliothek für das arbeitende Volk, illustriertes sozialdem. Journal, sucht

## Kolporteurs für Deutschland.

Probefeste gratis und franko.  
Bedeutender Rabatt.

Administration der Familienbibliothek.  
VII Kaiserstraße Wien  
Nr. 117.



## Stempel

aus Kautschuk und Metall

liefert schnell und billig die Fabrik von

**Robert Hecht**

BERLIN S.

55, Oranien-Str. 55.

Wiederverkäufern hohen Rabatt.

## Cigarren-Geschäft

**F. Wiese**

Kottbusser Platz, Ecke Anhalterstraße 15  
wird Qualitätsranchern in empfehlende Erinnerung gebracht.